

## Peter Garloff (New Haven)

### Die Literaturwissenschaft „muß romantisirt werden“. Law-and-Literature und die Poesie im Recht\*

For Gigi, again

Unter dem Titel *law-and-literature* firmieren derzeit, vor allem an US-amerikanischen Bildungseinrichtungen, sehr unterschiedliche Forschungsinteressen. Eine zentrale Frage lautet, ob und inwiefern das positive Recht wie die Literatur symbolische Wirklichkeit setzt und insofern eine Kompetenz der Literaturwissenschaft begründet sein könnte. Der Beitrag versucht, im Anschluß an eine Skizze der unterschiedlichen Konjunkturen des Themas in den USA und hierzu-lande (I) und eine Erläuterung seiner Relevanz für die aktuelle kultur-alistische Wende der Literaturwissenschaften (II), die romantischen Ursprünge in der Konjunktion von schöner Literatur und Recht herauszuarbeiten (III, IV). Abschließend werden zwei neue konzeptionelle Ressourcen für die Diskussion um Literatur und Recht aufgezeigt (V).

#### I.

*Law-and-literature* bestimmt als Thema seit etwa drei Jahrzehnten<sup>1</sup> die Debatten in den US-amerikanischen Humanwissenschaften. Die

---

\* Der Aufsatz ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den ich im Rahmen von Albrecht Koschorke und Mireille Snyders Konstanzer Colloquium *Literatur und Recht* gehalten habe. Den TeilnehmerInnen des Colloquiums sei für Einwände und Anregungen gedankt. Mein Dank gebührt auch Gunther Teubner, Frankfurt a. M., für seine kritische Lektüre einer früheren Fassung des Textes, Jack Balkin, Owen Fiss, Paul Kahn und James Whitman von der Yale Law School sowie Cyrus Hamlin vom Yale German Department für anregende Gespräche zum Thema. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Alexander von Humboldt-Stiftung bin ich für die großzügige finanzielle Unterstützung dankbar, welche mir u.a. die Ausarbeitung dieses Essays ermöglicht hat.

<sup>1</sup> Als Grundtext gilt weithin White (1973).

Konjunktion *and* steht dabei für zwei ganz unterschiedliche Arten der Verbindung beider Disziplinen: der eher konventionellen *law-in-literature*-Perspektive auf der einen Seite, dem theoretisch ambitionierteren *law-as-literature*-Ansatz auf der anderen. Die *law-in-literature*-Etikette paßt auf sämtliche Arbeiten, die das Vorkommen eines irgendwie rechtlichen Topos in der Weltliteratur von Sophokles über Shakespeare, Kleist, Hoffmann, Dostojewskij zu Kafka und Camus zum Ausgangspunkt ihrer Analyse nehmen.<sup>2</sup> Schwieriger, weil auf programmatische Weise metaphorisch, ist dagegen die *law-as-literature*-Konjunktion. Sie ist vor einigen Jahren Gegenstand einer 600 Seiten langen Darstellung unter dem Titel *Literary Criticisms of Law*<sup>3</sup> geworden. Die Autoren, die Rechtsprofessoren Binder und Weisberg, präsentieren darin eine Reihe von Ansätzen, die unter die Recht-als-Literatur-Metapher subsumiert werden können, wie den *hermeneutic*, den *retorical* oder den *cultural criticism of law*. All diesen Ansätzen ist es gemeinsam, das positive Recht als eine kulturelle Praxis, eine *interpretive activity*<sup>4</sup> zu begreifen. Nicht um die mannigfaltigen Reflexe juristischer Praktiken im kulturellen Bewußtsein geht es dieser Rechtskritik also, nicht um Ideologiekritik im engeren Sinne, sondern es wird angenommen, daß das Recht im Kern selber literarisch sei, wobei das Literarische hier zunächst nur als ein präzisierungsbedürftiger Oberbegriff fungiert, der auf die Sprachlichkeit und Kulturalität rechtlicher Normen, Institutionen und Praktiken verweist – des Faktums ihrer positiven Geltung zum Trotz.

Die einzelnen Facetten dieser *Literary Criticisms of Law* sollen hier nicht weiter interessieren; interessant sind für unsere Zwecke vielmehr die unterschiedlichen akademischen Konjunkturen des Themas diesseits und jenseits des Atlantiks: Auffällig ist zunächst, daß es keine entsprechende Debatte in Deutschland gibt.<sup>5</sup> Dafür mag es unterschiedliche Gründe geben: profan-institutionelle, die notorische Struktur- und Finanzkrise der Universitäten, die einseitige Praxisorientierung der Juristenausbildung, die in den USA allerdings nicht wesentlich anders ist. Eine naheliegende Erklärung finden die unterschiedlichen Konjunkturen des Themas zunächst in einem Umstand, der als solcher kulturwissenschaftlich aufschlußreich ist: in dem –

<sup>2</sup> Hierzu sind auch die deutschsprachigen Publikationen zum Thema Literatur und Recht zu zählen, vgl. Mölk (1996); Boockmann (1985); Meier (1994); Hiebel (1989); Müller-Dietz (1999).

<sup>3</sup> Binder / Weisberg (2000).

<sup>4</sup> Vgl. ebd., 18.

<sup>5</sup> Mit Ausnahme der vor einiger Zeit in der *Frankfurter Rundschau* unter dem Titel „Recht als Literatur“ geführten Diskussion (und den Arbeiten von Klaus Lüdenssen, Anm. des Hg.).

trotz mancherlei Angleichungen der Systeme im einzelnen<sup>6</sup> – an sich bestehenden Unterschied zwischen dem Richterrecht, dem Präjudizienrecht des anglo-amerikanischen *common law*<sup>7</sup> einerseits und dem Gesetzesrecht in Deutschland bzw. dem *civil law* Kontinentaleuropas andererseits.

Es ist keineswegs eine ironische Romantisierung, wenn amerikanische Rechtswissenschaftler die sozialen Praktiken des Rechts als eine *literary activity* beschreiben. Klammert man den Unterschied von Fakten und Fiktionen einmal ein, abstrahiert man von den unterschiedlichen sozialen Funktionen des Rechtes und der Literatur, so erscheint die juristische Urteilsfindung in den USA durchaus vergleichbar mit der Tätigkeit des Literaturkritikers oder gar des Literaturschaffenden<sup>8</sup>: Der Richter hat wegen des weitgehenden Fehlens kodifizierter Gesetze im Fallrecht ähnliche Argumentationsspielräume wie der Literaturkritiker, er „klebt“ ebenso an den Fakten des Einzelfalles wie der Literaturwissenschaftler an den Fakten des literarischen Textes. Seine Argumentation ist in Ermangelung normativer Obersätze ebenso schöpferisch-deliberativ wie die des Literaten. Die Normen des Fallrechts, die Präjudizien, entfalten ihren normativen Charakter erst durch einen kognitiven Urteilsakt, in einem Vergleich von Präzedenzfall und zu entscheidendem Sachverhalt.<sup>9</sup> Dieser Urteilsakt funktioniert wie die Metapher nach einer Logik von Ähnlichkeit und Differenz.<sup>10</sup> Ganz anders die Phänomenologie des Entscheidens in „unserer“ Gesetzesrechtskultur, in der juristische Urteile durchweg Subsumtionsurteile darstellen: Ein Lebenssachverhalt wird dergestalt bearbeitet, die entsprechende Norm soweit konkretisiert, daß der Sachverhalt unter den Tatbestand der Norm zu fassen ist (d. h. paßt oder nicht paßt) und sich eine bestimmte Rechtsfolge ergibt bzw. nicht ergibt. Gesetzesrecht zeichnet sich, schematisch gesprochen, durch eine Regelungstechnik aus, die auf Vollständigkeit und Kohärenz angelegt ist und idealiter das Entscheidungsprogramm für sämtliche Fallkonstellationen, die dem Regelungsbereich einer Norm oder Normengruppe unterfallen, enthält.<sup>11</sup>

<sup>6</sup> Siehe dazu Herman (1995), 81.

<sup>7</sup> Dazu immer noch grundlegend Llewellyn (1933), 2-17.

<sup>8</sup> Vgl. dazu am prominentesten Ronald Dworkin (1996). Siehe auch Levinson (1988).

<sup>9</sup> Vgl. Balkin (1990), 1673, sowie Llewellyn (1933), 9ff.; vgl. auch Ohly (2001), 26.

<sup>10</sup> Dazu Balkin (1996).

<sup>11</sup> So bereits von Savigny (1967): „In Ansehung des Stoffs ist die wichtigste und schwierigste Aufgabe die Vollständigkeit des Gesetzbuchs [...] Das Gesetzbuch soll, da es einzige Rechtsquelle zu seyn bestimmt ist, auch in der That für jeden vorkommenden Fall im voraus eine Entscheidung enthalten“. Vgl. auch Herman (1995), 52.

In der amerikanischen Diskussion um *law-as-literature* fehlt die transatlantische, die eigenen Rechtspraktiken als historisch-kulturell bedingt, als *local knowledge* ausweisende Perspektive: Ronald Dworkins Idee der autonomen, mit dem Recht auf kreative Weise umgehenden Richterpersönlichkeit<sup>12</sup>, basiert – ebenso wie Stanley Fishs<sup>13</sup> gut nietzscheschanischer Einwand dagegen, die Geltung einer juristischen Interpretation sei eine reine Machtfrage – ersichtlich auf den strukturellen Besonderheiten des anglo-amerikanischen Fallrechts. Nach Dworkin wohnt der Rechtsauslegung und -anwendung – wie dem Verstehen schöner Literatur – ein schöpferisches, nicht positivierbares Moment inne.<sup>14</sup> Die Affinität der Rechtsanwendung zur Literatur sieht Dworkin konkret darin, daß der Richter im *common law* seine Entscheidung in eine Kohärenz mit der Rechtsprechung vor ihm bringen muß. Er verfüge im Prinzip über die gleichen Freiheitsgrade wie der Autor eines Fortsetzungsromans: Er muß den *plot* – also die bisherige Rechtsprechung – von einem *status quo* aus so weiterentwickeln, daß die vorangegangenen Ereignisse – also die zuvor ergangenen Urteile – noch Sinn machen und sich, trotz einzelner Schnitte und Innovationen, ein stimmiges Gesamtbild ergibt.<sup>15</sup> Fishs Einwand dagegen lautet: Die Metapher vom Fortsetzungsroman, an dem Richterautoren der Reihe nach schreiben dürfen, ist schief, da sie den Anteil richterlicher Setzungsgewalt verkennt: Weder stellt das Betonen der logischen Verschiedenheit zum Präzedenzfall ein Ausbrechen in eine neue Richtung von Plot oder Psychologie der Handlung dar, noch wäre das Betonen der logischen Ähnlichkeit mit einem zuvor entschiedenen Fall mit einer schlichten Ausfaltung der vorgegebenen Plotelemente gleichzusetzen. Die Logik von Ähnlichkeit und Differenz, die die Rationalität der Rechtsprechung im *common law* prägt, sei vor dem Hintergrund einer institutionalisierten Auslegungshoheit zu sehen. Der Richter verfüge – trotz der autoritativen Bedeutung von Präzedenzfällen – von Amts wegen über Freiheitsgrade des Entscheidens, die sich – so Stanley Fish – nicht methodologisieren lassen. Denn die den Richter bindenden Präjudizien seien lediglich als interpretationsbedürftige, mehr oder weniger beliebig interpretierbare

<sup>12</sup> Siehe Dworkin (1996) und id. (1986), 261.

<sup>13</sup> Fish (1989), 53.

<sup>14</sup> Vgl. Dworkin (1996). 30ff; auch Ohly (2001), 26.

<sup>15</sup> Den richterlichen Zwang zur Kohärenz des Urteils in Bezug auf die in ähnlich gelagerten Fällen ergangenen Urteilen vergleicht Dworkin (1996), 32, mit den „constraints of integrity“, denen der Literaturinterpret unterliege. Dieser urteile unter der Prämisse einer „aesthetic hypothesis“: „an interpretation of a piece of literature attempts to show which way of reading [...] the text reveals it as the best work of art“.

Sprachfakten gegeben. Originalton Fish: „Similarity is not something one finds, but something one must establish“.<sup>16</sup>

Die amerikanische Debatte um die Interpretation des Rechts, wie sie einerseits zwischen Fish und Dworkin und andererseits zwischen Fish und Richard Posner ausgetragen wird<sup>17</sup>, könnte möglicherweise *entdramatisiert* werden, wenn die rechtskulturellen Besonderheiten des Fallrechts bzw. des *common law* stärker gegen die Rechtstechnik der Kodifikation, die Kultur des *civil law* akzentuiert würden. Dann nämlich würde sich zeigen, daß – diesseits wie jenseits des Atlantiks – rechtsdogmatische Grundsätze, juristische Argumentationsstile und Rationalitätskriterien – statt den Rang universaler logischer oder rhetorischer Prinzipien zu beanspruchen – selber historisch kontingent und damit in ihrem Geltungssinn zu relativieren sind. Man würde – vereinfacht gesagt – auf unterschiedliche Mischungsverhältnisse von Logik, Rhetorik und Hermeneutik in der Rechtspraxis stoßen.<sup>18</sup> Für beide Rechtsparadigmen erweist sich einmal mehr die hermeneutische Theorietradition, in ihrer historischen Positivität im deutschen Sprachgebiet und in ihrem Fehlen jenseits des Atlantiks, als aufschlußreich: Historisch ist die hermeneutische Theoriebildung eng mit der Rezeption des römischen Rechts im deutschen 19. Jahrhundert<sup>19</sup>, der Vorgeschichte der Kodifikation des *Bürgerlichen Gesetzbuches* von 1900, verknüpft. Weil das anglo-amerikanische Gemeinrecht sich nicht in vergleichbarer Weise in der Rezeption einer fremden Sprach- und Rechtswelt konstituiert hat, fehlt ihm bis heute jener Grad dogmatischer Konsolidierung und methodischer Disziplinierung, welche für die deutsche hermeneutische Rechtskultur, wohl mehr als für alle anderen kontinentaleuropäischen *civil law*-Systeme, so charakteristisch ist.

Die historisch begründbaren kulturellen Unterschiede in der Interpretation des Rechts sind jedoch nicht der einzige und nicht der interessanteste Aspekt der Möglichkeitsbedingungen des *law-as-literature*- bzw. *law-as-culture*-Ansatzes im transatlantischen Vergleich. Im Zeichen ihrer gegenwärtigen Europäisierung<sup>20</sup> tritt die historische

<sup>16</sup> Fish (1989), 52.

<sup>17</sup> Vgl. Posner (1988), 263ff. sowie Fish (1989), 294-311.

<sup>18</sup> Dazu Balkin (1996), 214.

<sup>19</sup> Dazu Wieacker (1995), 1ff. und 71ff.

<sup>20</sup> Der Rechtsangleichungsprozeß, der aufgrund der Vorgaben des Vertrages von Maastricht seit über einem Jahrzehnt stattfindet und sich im Erlaß von EG-Richtlinien und deren Transformation in nationales Recht vollzieht, so sollte man nicht vergessen, steht unter dem Primat einer Vervollkommnung des sogenannten europäischen Binnenmarktes (vgl. Art. 94 des EG-Vertrages). Die rechtswissenschaftliche Litera-

Kontingenz der nationalen Rechtsordnungen der EU-Mitgliedstaaten erneut ins Bewußtsein; die Kontingenz rechtlicher Positivität ruft die Literaturwissenschaft nicht so sehr als Interpretationstheorie, sondern weitergehend als Kulturwissenschaft auf den Plan. Nicht nur das öffentliche Recht, sondern auch und gerade das Privatrecht der europäischen Staaten erlebt seit etwa zehn Jahren eine Politisierung und Kommunalisierung, die zu einem zeitlichen und spatialen Tigersprung in die rechtskulturelle Ära um 1800 einlädt. Zum einen wird in diesem Zusammenhang auf die gemeinsamen Wurzeln der europäischen Rechtsordnungen im römisch-kanonischen *ius commune* verwiesen<sup>21</sup>, also dem Privatrecht, das vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert in vielen Ländern der heutigen Europäischen Union in Geltung war.<sup>22</sup> Zum anderen wird betont, daß der Staatenbund der Europäischen Gemeinschaft seit dem Vertrag von Maastricht in ähnlicher Weise wie der Bundesstaat der USA seit Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Problem mitgliedstaatlich unterschiedlicher, zu harmonisierender (Privat-)Rechtsordnungen konfrontiert ist.<sup>23</sup> Das europäische Privatrecht wird in Anlehnung an die sogenannten *Restatement Acts* des *American Law Institute* auf gemeinsame Prinzipien hin sondiert<sup>24</sup>, die Kodifikation eines einheitlichen europäischen Zivilgesetzbuches wird erwogen.<sup>25</sup> Das amerikanische Vorbild für eine europäische Kodifikation wäre der amerikanische *Uniform Commercial Code* aus den 1940er Jahren. Dieses Gesetz wurde seinerzeit unter der Federführung von Karl Llewellyn geschaffen<sup>26</sup>, einem juristischen Kosmopoliten, der noch 1933 in Leipzig – und zwar nicht als künftiger Emigrant, sondern als Gastprofessor aus den USA – eine noch heute lesenswerte Darstellung zum anglo-amerikanischen Fallrecht<sup>27</sup> auf deutsch publiziert hatte. Vielleicht könnte Llewellyn, dessen Name kurioserweise mit einem doppelten L beginnt –, vielleicht

---

tur hierzu ist mittlerweile unüberschaubar. Anstelle von Nachweisen an den interessierten Laien den Tipp, bei „Google“ einmal die Stichworte „Europa“ und „Recht“ oder „Europäisches Privatrecht“ einzugeben, um sich einen Eindruck zu verschaffen. Eine Reihe von akademischen Zeitschriften wie der *Zeitschrift für Europäisches Privatrecht* sind in Reaktion auf die Rechtsharmonisierungen im Gefolge von Maastricht gegründet worden.

<sup>21</sup> Dazu Zimmermann (2001).

<sup>22</sup> Dazu Coing (1990), 939; ferner Wieacker (1995), 11ff.

<sup>23</sup> Vgl. Reimann (1995), 132-155.

<sup>24</sup> Vgl. Lando / Beale (2000).

<sup>25</sup> Dazu Bussani / Mattei (2000); skeptisch dazu Smits (2001), 33. Ferner Schwintowski (2002).

<sup>26</sup> Vgl. dazu Herman (1995), 73ff.

<sup>27</sup> Vgl. Llewellyn (1933).

könnte Llewellyn – *nomen est omen* – als Allegorie einer transatlantischen *law-and-literature*-Richtung dienen, einer Disziplin, die sich die Freiheit nimmt, die Rechtssysteme als historisch kontingente Kulturtechniken zu analysieren. Im rechtswissenschaftlichen *mainstream*<sup>28</sup> ist die Ansicht im Vordringen, daß jenes durch die politischen Vorgaben des Maastricht-Vertrages virulent gewordene Problem divergenter und zu harmonisierender europäischer Rechtsordnungen kein dogmatisches Problem, kein Problem der Geltung, der Rechtshierarchien oder auch der politischen Legitimation supranationaler Rechtsetzung in Europa darstellt, sondern ein *kulturelles*: d. h. ein Problem des Aufeinandertreffens von Fremdem und Eigenem, ein Problem, das gewissermaßen nur von innen und nicht von oben, von keiner übergeordneten politischen Instanz entschieden werden kann.<sup>29</sup>

Mit anderen Worten: *Culture matters*!<sup>30</sup> Eine germanistische Kulturwissenschaft des Rechts, die sich des Problems annähme, wäre zweifellos ein *romantisches* Projekt. Denn eine von der Germanistik ausgehende Reflexion des Rechts betreibt auch eine Art Ursprungssuche, eine Bewegung *back to the roots*, eine Vergewisserung der historischen Anfangsgründe der eigenen Disziplin, die zu Zeiten Jacob Grimms<sup>31</sup>, also in der angedeuteten rechtshistorischen Schwellensituation um 1815 als Sprach- und Rechtswissenschaft gewissermaßen begonnen hatte und erst sehr spät zu dem geworden ist, was sie heute vielfach (noch) ist: die professionelle Beschäftigung ausschließlich mit den Werken der schönen Literatur.

## II.

Im neu zu vermessenden Einsatzgebiet der sich kulturwissenschaftlich reformierenden Literaturwissenschaften erscheint die *Rechts-als-Literatur*-Metapher als ein Ableger der Clifford-Geertz'schen *Kultur-als-Text*-Metapher<sup>32</sup>, welche die Theoriebildung in den historisch-philologischen Disziplinen hierzulande seit ungefähr 10 Jahren bestimmt.<sup>33</sup> Das Thema bietet Anlaß, in die *Kultur-als-Text*-Debatte, wie

<sup>28</sup> Basedow (2000), 457f., spricht von einer „postpositivistische[n] Systemöffnung“.

<sup>29</sup> Dazu Collins (1997), 44.

<sup>30</sup> Siehe Rainer (2002), 14 und Jayme (2003).

<sup>31</sup> Dazu Seeba (1998), 496.

<sup>32</sup> Vgl. Geertz (1997), 202-260.

<sup>33</sup> Vgl. Bachmann-Medick (1996).

sie in den letzten Jahren in zahlreichen Sammelbänden<sup>34</sup> und Zeitschriftenaufsätzen<sup>35</sup> ausgetragen worden ist, kurz einzusteigen.

In der Tat stellen sich auch in diesem Zusammenhang einige der Probleme, die mit der Applikation der Geertz'schen *text analogy* außerhalb von Anthropologie und Ethnographie regelmäßig verbunden sind: zuallererst das einer möglichen Erweiterung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches um sozial-kulturelle Praktiken, die lediglich *per analogiam* als textförmig anzusehen sind,<sup>36</sup> und – damit zusammenhängend – die Einsetzbarkeit philologisch-textwissenschaftlicher Kompetenz<sup>37</sup> für die Analyse sozialer Sinn- und Symbolsysteme<sup>38</sup>, für die Texte nicht das ausschließliche Medium bilden. Die sozialen Praktiken des Rechts – Vertragsschlüsse, Legislation, Rechtsprechung, Gesetzesauslegung, Subsumtion, Straf- und Zivilprozesse etc. – stellen die Kulturwissenschaft vor ganz ähnliche Schwierigkeiten wie jene anderen Sinnphänomene und sozialen Praktiken, auf die sich die *Kultur-als-Text*-Protagonisten<sup>39</sup> gerne stürzen, also etwa: balinesische Hahnenkämpfe<sup>40</sup>, Teufelsaustreibungen<sup>41</sup> oder, um ein Beispiel Hartmut Böhmes<sup>42</sup> aufzugreifen: Baustellen. Auch im Falle des Rechts liegt das Problem darin, daß das klassisch-hermeneutische Text/Kontext-Modell<sup>43</sup> zu überschreiten ist, ohne daß ersichtlich wäre, welches Nachfolgekonzepkt von bedeutungsverleihender Struktur an seine Stelle träte.

Die Rede vom Sinn- oder Symbolsystem des Rechts impliziert die Vorstellung, daß es im Recht Ereignisse und Phänomene gibt, denen

<sup>34</sup> Vgl. ebd.; ferner Danneberg / Vollhardt (1996), Glaser / Luserke (1996), die Diskussionsbeiträge in den *Jahrbüchern der deutschen Schiller-Gesellschaft* 1997-2000 sowie Böhme / Scherpe (1996).

<sup>35</sup> Vgl. nur Haug (1999) und v. Graevenitz (1999).

<sup>36</sup> Der Debattenstand stellt sich wie folgt dar: auf dem Unterschied zwischen literaturwissenschaftlichem Textbegriff und dem „soziologischen Struktur- und Komplexitätsbegriff“ beharrend v. Graevenitz (1999), 101; apologetisch Bachmann-Medick (1996), 8ff.; die Differenz zwischen hermeneutischem und semiotischem Textbegriff betonend Lenk (1996), 117ff.; kritisch mit Blick auf den „Sonderstatus der Literatur“ Haug (1999), 86; ähnlich Barner (1997), 1-8; skeptisch auch Czucka (1999); aufgeschlossen dagegen Brenner (1996), 35.

<sup>37</sup> Dazu Vosskamp (1998), 506.

<sup>38</sup> Vgl. dazu Bassler (1998), 474.

<sup>39</sup> Vgl. die Beiträge in Bachmann-Medick (1996).

<sup>40</sup> Siehe Geertz (1997).

<sup>41</sup> Vgl. Greenblatt (1988), 94-128. Greenblatt geht allerdings im Unterschied zur neuen Kulturwissenschaft durchweg von buchstäblichen Texten aus. Ebenso, im Anschluß an Greenblatt, Schwanitz (1996).

<sup>42</sup> Dazu Böhme (1998), 483.

<sup>43</sup> Vgl. dazu Schleiermacher (1977), 164.



Sinn und Bedeutung aufgrund eines System- oder Strukturganzen zuwächst, impliziert eine Unterscheidbarkeit von Teil und Ganzem, Ereignis und Struktur bzw. Element und System. Die Frage ist, wie sich diese Beziehung mit Blick auf die kulturelle Wirklichkeit des Rechts konzeptualisieren läßt. Wie immer man die *text analogy* logifiziert und auf den Begriff bringt<sup>44</sup>, klar dürfte sein, daß das kultursemiotische Modell das hermeneutische Text/Kontext-Modell überschreitet. Hierin liegt die Verführungskraft und damit zugleich die Gefahr der Text-Metapher. Der Kulturanthropologe Clifford Geertz hat sie bei seiner berühmten Beschreibung balinesischer Hahnenkämpfe geprägt: Die Veranstaltung von Hahnenkämpfen auf Bali ist für Geertz als ein „kultureller Text“<sup>45</sup> lesbar. Was besagt es, daß ein spielerisch-agonaler Handlungszusammenhang, bei dem stattliche, mit kleinen Messern armierte Hähne aufeinander losgelassen und nach ziemlich komplizierten Regeln Wetten abgeschlossen werden, ein „kultureller Text“ ist? Die Textanalogie hat bei Geertz folgende drei Implikationen: Erstens besagt sie, daß die an einer derartigen sozialen Interaktion beteiligten Zuschauer und Akteure sich in ein Netzwerk kultureller Bedeutungen verstricken, welches die Beteiligten gewissermaßen selber knüpfen: Die Veranstaltung lebt von der affektiven Beziehung, welche die Beteiligten zum Spektakel unterhalten; sie ist eine mediatisierte Selbstwahrnehmung gesellschaftlicher Hierarchien, eine „Überführung der balinesischen Statushierarchie“<sup>46</sup> in das Medium des Spiels und Wettkampfs. Zweitens ist der balinesische Hahnenkampf für Geertz ein Text, der aus sich heraus durch Beobachtung verstehbar ist, dessen Bedeutung insoweit *objektiv* ist, als im Hahnenkampf empirische Daten und Zeichenkörper mit kulturell feststehenden Bedeutungen organisiert werden. Drittens, entscheidend und damit zusammenhängend, stellt der Kontext dieses kulturellen Textes keine hermeneutische Verstehenstotalität dar, die sich selber erst im Horizont der Analyse des einzelnen Textereignisses bildet. Geertz' Kultursemiotik setzt die zirkuläre Ganzes/Teil-Logik der klassischen Hermeneutik außer Kraft, ‚empirisiert‘ sie: die verdichtende Beschreibung des Hahnenkampfes erfolgt in einer Art *Interpolation* zwischen Text und Kontext.<sup>47</sup> Letzterer ist in Form empirischer Daten verfü-

<sup>44</sup> Zur Abgrenzung zwischen texthermeneutischem bzw. literaturwissenschaftlichem und kultursemiotischem Text/Kontext-Verständnis vgl. v. Graevenitz (1999); 99ff.; Lenk (1996), 217f.

<sup>45</sup> Geertz (1997), 253.

<sup>46</sup> Ebd., 235.

<sup>47</sup> Geertz' Distanz zum hermeneutischen Modell sollte nicht überbewertet werden. Er beruft sich nicht ohne Grund auf Paul Ricœur's Freud-Abhandlung (vgl. ebd., 253):

bar<sup>48</sup> – das macht den hier relevanten Unterschied zur hermeneutischen Verstehenstotalität aus. Kontext hat in der Geertzschen Kultursemiotik eine grundsätzlich andere *epistemologische* Funktion als in der klassischen Hermeneutik von Schleiermacher bis Dilthey.<sup>49</sup> Diese andersartige, weil nicht totalisierende epistemologische Funktion des Kontextes meint Geertz, wenn es heißt, daß Kultur sich als eine „Montage“ von Texten auffassen lasse bzw. „aus einem Ensemble von Texten, die ihrerseits wieder Ensembles sind“<sup>50</sup>, bestehe.

Im amerikanischen *literary* bzw. *cultural criticism of law* wird zuweilen auf Geertz' kultursemiotisches Modell rekuriert, um die Kontextualität des Rechts, die Einbettung juristischer Rationalität in Gesellschaft und Geschichte zu betonen. Wir stoßen hier wiederum auf einen markanten kulturellen Unterschied in puncto *law-and-literature*: Das anglo-amerikanische Gemeinrecht läßt eine Konzeptualisierung nach Art der Geertzschen Kulturanthropologie eher zu als das deutsche Gesetzesrecht, das von Haus aus eine größere dogmatisch-operationale Geschlossenheit aufweist. Die Institutionen des Rechts lassen sich in einer Gesetzesrechtskultur ungleich schwieriger *kontextuieren*. Die Textmetapher stößt hier an ihre Grenzen. Die juristischen Institutionen und Praktiken des Gesetzesrechtes lassen sich kaum noch als Text beschreiben, dem ein Kontext – sei es als Struktur Ganzes, als empirisches Datenmaterial oder als ein unendlicher *texte général* – Bedeutung gibt.

Wäre es vor diesem Hintergrund nicht angebracht, die *Recht-als-Literatur*-Metapher konsequent zu defigurieren, gewissermaßen soziologisch zu entzaubern und Zuflucht zu einem komplexeren Begriff vom Sinnsystem des Rechts zu nehmen – sagen wir: einem systemtheoretischen? Wie läßt sich eine kulturwissenschaftliche Beschreibung des Rechts von seiner systemtheoretischen Konzeptualisierung abgrenzen?<sup>51</sup> Ist die ‚straffere‘ Konzeptualisierung der sozialen Prak-

---

Geertz' Verfahren ist insofern mit dem Verfahren der psychoanalytischen Traumdeutung vergleichbar, als auch die Freudsche Traumdeutung in einer Interpolation zwischen zwei ‚Texten‘, zwei empirisch gegebenen Datenbereichen – nämlich dem Traummaterial und dem Traumereignis, das Freud als einen Text beschrieben hat – besteht (vgl. dazu Freud (1991), 284ff.).

<sup>48</sup> Geertz (1973), 444, spricht von „facts“ des „social context“, die im Wettkampf reflektiert werden. Er meint damit statusspezifische Verhaltensweisen in der balinesischen Gesellschaft, die von einem Außenstehenden beobachtbar sind und in dem differenzierten Wettverhalten der beteiligten Zuschauer, ins Medium des Spiels transformiert, gespiegelt werden.

<sup>49</sup> Dazu Frank (1985), 305ff.

<sup>50</sup> Geertz (1997), 259.

<sup>51</sup> Zum systemtheoretischen Denken des Rechts vgl. Teubner, *Recht als autopoietisches System* (1989) und Luhmann (1993).

tiken des Rechts mit Hilfe der Systemtheorie nur auf Kosten der Dichte ihrer Beschreibung als eines kulturelles Faktums, einer *auch* symbolischen Wirklichkeit möglich?

Beide Arten der Reflexion geben, um es in der Sprache der Systemtheorie auszudrücken, *Fremdbeschreibungen* des Rechtssystems, gehören nicht zu den Kommunikationen, die Bestandteil des Systems werden. Die systemtheoretische Beschreibung des Rechts als eines in seinen Komponenten – Rechtsnorm, Rechtsakt, Rechtsverfahren, Rechtsdogmatik – sich selbst erzeugenden, funktionsautonomen gesellschaftlichen Subsystems<sup>52</sup> beobachtet die kulturelle Wirklichkeit des Rechts als ein Sinnsystem, das seine gesellschaftliche Funktion – mit Luhmann<sup>53</sup>: das kontrafaktische Stabilisieren normativer Erwartungen – durch das Prozessieren einer grundlegenden Unterscheidung erfüllt, eben der von „recht“ und „unrecht“.<sup>54</sup> Die Systemtheorie thematisiert das Recht als ein Kulturphänomen insofern, als sie die Kommunikationen im Rechtssystem als Entfaltungen eines Anfangsparadoxons beobachtbar macht: Das Paradoxon besteht darin, daß mit der recht/unrecht-Unterscheidung, dem binären Code des Rechts, das System die Welt beständig in Recht und Nicht-Recht einteilt, ohne selber über die Einheit der Unterscheidung Recht/Nicht-Recht logisch-begrifflich zu verfügen. Dies ist die fundamentale System/Umwelt-Differenz des Rechtssystems. Durch das Reflexivwerden der ursprünglichen Differenz von System und Umwelt im System selbst – George Spencer-Browns<sup>55</sup> von Luhmann immer wieder zitiertes *re-entry* – entsteht der symbolische Mehrwert rechtlicher Positivität, der sie als Kulturphänomen für die Systemtheorie so interessant macht. In systemtheoretischer Perspektive lassen sich dann – wie Gunther Teubner gezeigt hat<sup>56</sup> – bis in die feinsten Verästelungen der Dogmatik reflexive Intermittenzen der juristischen Autologik herausarbeiten. Ist der Einwand mangelnder Beschreibungsichte also zu halten?

Es ist hier nicht der Ort, Kulturwissenschaft und deren Leitdiffferenz Text/Kontext gegen Systemtheorie und die System/Umwelt-Differenz auszuspielen.<sup>57</sup> Vielmehr sollen einige Merkmale des systemtheoretischen Ansatzes gegenüber der *cultural-study*-Perspektive

<sup>52</sup> Dazu Teubner (1989), 56.

<sup>53</sup> Vgl. Luhmann (1993), 131.

<sup>54</sup> Dazu Teubner (1989), 9.

<sup>55</sup> Vgl. Spencer-Brown (1979), 69-77.

<sup>56</sup> Siehe Teubner (1989) sowie Teubner (2000), 217.

<sup>57</sup> Vgl. dazu Koschorke (1999), 50. Teubner (1989) hat überdies gezeigt, daß sich beide Perspektiven miteinander verbinden lassen. Luhmanns Kulturbegriff ist entfaltet in Luhmann (1995a).

herausgestellt werden. In puncto Beschreibungs-dichte bleibt das a-semiotische Theoriendesign der Systemtheorie bemerkenswert. Dem differenztheoretischen Formbegriff<sup>58</sup> ist die zeichen- und sprachtheoretische Differenzierung zwischen Form und Bedeutung bzw. Intentionalität fremd. Anstelle hermeneutischer Unterstellungen von Bedeutungsganzheit, strukturalistischer Askese gegenüber intentionalem Sinn oder dekonstruktivistischer Dissemination ‚transzendentaler‘ Signifikate: Bezeichnungen – *draw a distinction!*<sup>59</sup> – und das Beobachten von Bezeichnungen. Handstreichartig wird das poststrukturalistische Referenzproblem<sup>60</sup> eskamotiert. Das im Zeichenbegriff semiologisch gedachte Verhältnis von Ausdruck und Inhalt stürzt zu einer „Asymmetrie“<sup>61</sup> von Bezeichnung und durch die Bezeichnung Ausgeschlossenem zusammen. Während die kulturwissenschaftliche Beschreibung des Rechts darauf aus ist, nachzuvollziehen, auf welche Weise Phänomenalität – natürliche Personen, deren Handlungen und Äußerungen, soziale und geschlechtsspezifische Verhaltensweisen etc. – durch das Recht enkodiert und damit zur kulturellen Konstruktion werden, reduziert die Systemtheorie die Frage der Bedeutungen und der bedeutungskonstituierenden Faktoren im Kommunikationssystem des Rechts auf das eine Problem: Greift der recht/unrecht-Code, wird er vom Phänomen gegebenenfalls destabilisiert oder gleitet er an der Kommunikation vollends ab?

Eine Implikation des a-semiotischen Designs der Systemtheorie ist, daß der symbolische Gehalt positiven Rechts eigentümlich logifiziert erscheint, sozusagen rein logisch-begrifflicher Natur ist und keinen Raum für hermeneutische Divinationen läßt. Es ist die „logische Unvollständigkeit der Rechtsordnung“<sup>62</sup>, also das Anfangsparadox der Nicht-Einheit von Recht und Nicht-Recht, das dazu führt, daß das System in seinen Operationen den recht/unrecht-Code irgendwann paradoxerweise auch auf sich selbst anzuwenden versucht, die Unentscheidbarkeit der Operation erkennt und auf diese Weise die arbiträre Unterscheidung der Welt in Recht und Nicht-Recht in sich selbst wieder einführt.<sup>63</sup> Die Systemtheorie des Rechts vermag dieses logische

<sup>58</sup> Vgl. Luhmanns Ausführungen zum „differenztheoretischen Umbau des Formbegriffs“ in Luhmann (1995b), 49ff. Zum Verhältnis zwischen semiotischem und systemtheoretischem Formbegriff siehe auch Wellbery (1996).

<sup>59</sup> Spencer-Brown (1979), 3.

<sup>60</sup> Vgl. dazu nur de Man (1989), 11: „What we call ideology is precisely the confusion of linguistic with natural reality, of reference with phenomenality.“

<sup>61</sup> Jean Clam (2000), 121.

<sup>62</sup> Luhmann (2000), 17.

<sup>63</sup> Dazu Teubner (1989), 10.

Phänomen eines Wiederauftauchens des durch die Recht/Nicht-Recht-Unterscheidung ausgeschlossenen symbolischen Dritten im System soziologisch durch das Aufzeigen sogenannter struktureller Kopplungen mit anderen sozialen Systemen wie der Politik und der Wirtschaft zu re-semantisieren, indem sie beobachtet, wie das Rechtssystem seine eigene Paradoxie „externalisiert“.<sup>64</sup> Eine derartige logisch-soziologisch ‚prästabilisierte Harmonie‘ zwischen der rechtlichen Positivität und ihren symbolischen Gehalten kann einer emphatisch als Kulturwissenschaft sich verstehenden Rechtstheorie sicherlich nicht genügen. Die Frage lautet, ob und inwiefern sich die systemtheoretisch entzauberte kulturell-geschichtliche Wirklichkeit des Rechts ‚wiederverzaubern‘ läßt. Die drei derzeit dominierenden Theoriparadigmen der Literaturwissenschaft – Hermeneutik, Dekonstruktion und Diskursanalyse –, so soll im Folgenden gezeigt werden, bieten für dieses Unterfangen jeweils Anknüpfungspunkte.

### III.

Traditionell werden Verbindungen zwischen der Literatur und dem Recht auf einer methodologischen Ebene – unter dem Titel Hermeneutik – gezogen.<sup>65</sup> Die philosophische Universalhermeneutik Hans-Georg Gadamers, die sich nicht von ungefähr an das juristische Paradigma der Interpretation und Anwendung von Gesetzestexten angelehnt hat<sup>66</sup>, ist für die Theoretisierungen des Verstehens auf den verschiedenen Feldern der Geisteswissenschaften bekanntlich von erheblichem Einfluß gewesen. Hans Robert Jauß’ rezeptionsästhetische Hermeneutik, derzufolge auch das Verstehen von Literatur nicht ohne ein applikatives Moment auskommt, sich einer Applikation historisch varianter ästhetischer Normen auf das konkrete Werk verdankt, orientiert sich wie Gadamer am juristischen und theologischen Muster anwendenden Verstehens.<sup>67</sup> Doch sind im Bereich hermeneutischer Grundlagenforschung zur Zeit deutliche Ermüdungserscheinungen zu beobachten: Selbstbeschreibungen der literarischen Hermeneutik können heute kaum noch auf Resonanz hoffen. Die methodologischen Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen literarischem Lesen und juristischer Auslegung bzw. Subsumtion, finden – wie angedeutet – nicht mehr unter dem Dach einer *hermeneutica generalis* Platz. Die

<sup>64</sup> Dazu Teubner / Zumbansen (2000), bes. 194ff. Siehe auch Luhmann (2000), 45ff.

<sup>65</sup> Vgl. die Beiträge in Fuhrmann et al. (1981).

<sup>66</sup> Gadamer (1990), 316-346.

<sup>67</sup> Vgl. Jauß (1991), 363-377.

Frage des Verhältnisses zwischen applikativer und nicht-applikativer Hermeneutik<sup>68</sup>, die Frage des Grenzverhältnisses zwischen den Regionalhermeneutiken des Rechts, der Literatur, der Theologie und der Geschichte ist im Zeichen der Diskursanalyse einer tieferbohenden historischen Relativierung des Sinnverstehens gewichen. Unter der Ägide der Diskurs- und Machtanalyse Foucaults<sup>69</sup> wird das Sinnverstehen als kulturelle Praxis einer kritischen Analyse ausgesetzt, durch die es seine "Unschuld"<sup>70</sup> als anthropologische Konstante verliert und sich sein vermeintlich überzeitlicher, transdisziplinärer Universalismus als historisch-kulturell bedingt zu erkennen gibt. Für die Dekonstruktion Derridas und de Mans rücken literarisches Lesen und juristisches Entscheiden hingegen unter einem sprachtheoretischen Aspekt zusammen: dem rhetorischen Aspekt einer nicht-beherrschbaren Einheit sprachlicher Unterscheidungen – im Kontext von Dichtung: einer nicht kontrollierbaren tropologischen Dimension der Sprache –, also einer Rhetorizität, welche die Lektüre regelmäßig in die Unentscheidbarkeit einander ausschließender Lesarten hineintreibt.<sup>71</sup>

Interessant ist an diesem *paradigm shifting* von der Hermeneutik zu den beiden nicht-hermeneutischen literaturtheoretischen Ansätzen die jeweilige Rolle des Rechts. Sowohl die Diskursanalyse als auch der Dekonstruktivismus machen gewissermaßen Anleihen beim Recht: Bekannt ist Derridas Fundamentalkritik des Rechts mit ihrem virtuos durchgespielten Argument begrifflich nicht zu domestizierender Unterschiede zwischen instituierender Gewalt und Rechtsordnung, zwischen positivem Recht und überpositiver Gerechtigkeitsidee, Unterschiede, aus deren Dekonstruktion sie selber, die Dekonstruktion, wie Phönix aus der Asche als äußerste Gestalt der Gerechtigkeit hervorgeht.<sup>72</sup> Weniger bekannt ist Paul de Mans eher beiläufiger Hinweis auf eine Interferenz zwischen Literatur und Recht, den de Man in einer seiner Rousseau-Arbeiten<sup>73</sup> gibt: Das *tertium* des Vergleichs zwischen literarischem Lesen und Gesetzesanwendung liegt hier in der extremen Selbstbindung des rhetorisch bewußten Lesens an das – eben nur metaphorisch so zu nennende – ‚Gesetz‘ der sprachlichen

<sup>68</sup> Müller-Dietz (1984), 157-171. Sowie Herzog, „Zum Verhältnis von Norm und Narrativität in den applikativen Hermeneutiken“, in: *Text und Applikation*, hg. von Manfred Fuhrmann et. al.: Text und Applikation. Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch. München 1981, 435-455; Kriele, „Besonderheiten juristischer Hermeneutik“, ebd., 409-412.

<sup>69</sup> Vgl. Kittler (1995), 523f.

<sup>70</sup> Dazu Menninghaus (1995), 10.

<sup>71</sup> Vgl. exemplarisch de Man (1988), 31-52.

<sup>72</sup> Dazu Derrida (1991), 15. Kritik dazu Verf. (329f.) und Vismann (1992), 262ff.

<sup>73</sup> Vgl. de Man (1979), 270f.

Distinktions- und Figurationslogik des Lektüregegenstandes.<sup>74</sup> Für die Frage einer juridischen Dimension der Dekonstruktion dürfte systematisch aufschlußreicher die neuere amerikanische Rechtstheorie<sup>75</sup> sein, welche die Dekonstruktion im Sinne einer Selbstbeschreibung juristischer Unterscheidungslogiken luzide konzeptualisiert und für die eigene Disziplin – das amerikanische Fallrecht – gewissermaßen remethodologisiert hat. Für den Rechtstheoretiker Jack Balkin<sup>76</sup> führt sie sogar ins Zentrum juristischen Argumentierens: „Deconstructive argument already was present in America's legal heritage by the time that modern movements [„like Law and Literature and the Critical Legal Studies movement“] began to champion it“<sup>77</sup>, heißt es am Ende eines Anfang der neunziger Jahre veröffentlichten Aufsatzes. Es ist vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis auch die Methodenlehre in der Rechtswissenschaft hierzulande die Dekonstruktion als ein Instrument der Reflexion juristischer Dogmatik für sich entdeckt und mit forensisch-argumentativ tauglichen Formalisierungen dieses Denkstils aufwartet.<sup>78</sup> An dekonstruierbaren juristischen Unterscheidungen würde es sicherlich nicht fehlen.<sup>79</sup>

Auch die Diskursanalyse hat eine juridische Dimension: Die diskursanalytische Fundamentalkritik der Hermeneutik<sup>80</sup> ist in ihrem Versuch, den Universalismus des Sinnverstehens als einen machtin-duzierten, gegenüber sich selbst und den Institutenten des sogenannten

<sup>74</sup> Zum Gesetz der *undecideability* siehe auch Derrida (1983), 359ff.

<sup>75</sup> Dazu Somek (1995).

<sup>76</sup> Vgl. Balkin (1994), 1131-1186; ferner Balkin (1990), 1669ff.

<sup>77</sup> Balkin (1990), 1705.

<sup>78</sup> Eine bewußt „untechnische“, nicht-formalistische Applikation dekonstruktiven Denkens im Sinne einer kritischen Vertragstheorie bietet Teubner (1998), vor allem 247ff.

<sup>79</sup> Die unzähligen juristischen Abgrenzungsprobleme – man denke nur an die Unterscheidungen von bedingtem Vorsatz und bewußter Fahrlässigkeit im Strafrecht, von engen und entfernten Mangelfolgeschäden im Werkvertragsrecht, Falschlieferung und Schlechtlieferung im Gattungskauf nach § 480 BGB (in der bis 31. 1. 2001 geltenden Fassung) oder an die Unterscheidung von Meinungsäußerungen und Tatsachenbehauptungen im Bereich des Art. 5 GG – ließen sich vermutlich neu konzeptualisieren. Fraglich ist jedoch, ob sich die Wertungsprobleme, die sich hinter den begrifflichen Abgrenzungsschwierigkeiten verbergen, mit dieser Neukonzeptualisierung besser lösen lassen als ohne sie. In der dem Gesetzesrecht eigenen Kombination aus systematisch-deduktiver Rationalität und pragmatischen Entscheidungszwängen dürfte ein Grund für seine im Vergleich zum *common law* stärkere Immunität gegen Dekonstruktionen liegen. Vgl. dazu auch Somek (1995), 204, der von „einem untechnischen Anschluß an die dekonstruktiven Ansätze im deutschsprachigen Raum“ spricht.

<sup>80</sup> Vgl. dazu Nachwort von Kittler (1990), 523f., das in aller Kürze über den diskursanalytischen Ansatz informiert.

„hermeneutischen Feldes“<sup>81</sup> blinden Habitus zu entlarven, genötigt, Anleihen beim Recht zu machen – Anleihen oder Hypotheken, die sie argumentativ nicht richtig abzulösen vermag. Im Begriff der Staatsmacht als der diskursiven Matrix eben jenes „hermeneutischen Feldes“<sup>82</sup> nimmt sie eine solche Hypothek am juristischen Sinnsystem auf – so lautet, etwas kompakt und zugespitzt, die These, die ich im Folgenden kurz entwickeln möchte.

In seinen *Aufschreibesystemen 1800/1900* argumentiert Kittler – im Anschluß an Foucault –, daß die hermeneutische Episteme, das sogenannte „Diskursnetz Verstehen“<sup>83</sup> entscheidend von der Staatsmacht geprägt, gewissermaßen instituiert worden sei.<sup>84</sup> Kittler konstruiert eine Kausalität zwischen realgeschichtlichen Daten in Preußen in den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts – nämlich der Verwaltungsreform und der Verstaatlichung der Bildungsanstalten Schule und Universität<sup>85</sup> – und der Emergenz des hermeneutischen Paradigmas um 1800, also der gemeinhin als Frühromantik klassifizierten Epoche. Um 1800 habe eine allgemeine Umstellung der bis dahin auf das Kommentieren sich beschränkenden Philologie zu einer hermeneutischen Lektürepraxis, die sich selbst als eine unendliche Aufgabe begreift<sup>86</sup>, stattgefunden.<sup>87</sup> Der Staat fungiert dabei als die Macht, welche die hermeneutischen Freiräume zugleich eröffnet und kontrolliert, als Kontrollinstanz aber unlesbar bleibt. Das ist natürlich eine ungemein originelle Lesart des hermeneutischen Imperativs der Romantiker: Der frühromantische Sinnhunger, der doch vielfach als Inbegriff des sich von jeglichen Denkwängen emanzipierenden ästhetischen und historischen Bewußtseins gilt, erscheint in dieser Optik als ein staatlich verordneter Sinn-Imperativ.<sup>88</sup> Die Prämisse der diskursanalytischen Lesart ist es, daß mit den erwähnten geschichtlichen Daten ein Kausalgrund gegeben ist, der der Ausdifferenzierung des hermeneuti-

<sup>81</sup> So die Ausdrucksweise von Menninghaus (1995), 10 und 43.

<sup>82</sup> Vgl. Kittler (1990), 523.

<sup>83</sup> Ebd., 30.

<sup>84</sup> Allerdings konzidiert Kittler: „Was jeder Hermeneutik entgeht – der Staat und die Technologien – bleibt schwer genug anzuschreiben“, ebd., 523.

<sup>85</sup> Zu den Reformen in Preußen siehe auch Birsch (1998).

<sup>86</sup> In Kittlers / Derridas Terminologie: die unendliche Suche nach dem „Transzendentsignifikat“, der Versuch einer „Überführung der Zeichen in reine Bedeutung“, Kittler (1990), 30.

<sup>87</sup> Vgl. dazu Menninghaus (1995), 24, der die „hermeneutische[n] Basistheoreme von der Unendlichkeit und Unabschließbarkeit des Sinns“ in Kants Lehre vom Genie „erstmalig und mit unübertroffener argumentativer Kraft artikuliert“ findet.

<sup>88</sup> Vgl. nur das Zitat in Schlegel (1981), XVI, 69: „Es giebt einen hermeneutischen Imperativ“.



schen Feldes, der Entwicklung von Regionalhermeneutiken in den Disziplinen der Philologie, der Jurisprudenz, der Geschichte und der Theologie seit 1800, uneinholbar vorausliegt. Der Leser, der um diesen Zusammenhang weiß, vermag an den Texten etwas zu sehen, was diese deshalb nicht zu sehen vermochten, weil das Initial der Sinnsuche, der staatliche Sinn-Imperativ selber in den blinden Fleck der frühromantischen Hermeneutik fällt.

Nun liegt der Reiz der Diskursanalyse darin, daß sie die starke These einer Genealogie der Hermeneutik als universaler Disziplin aus dem ‚Geist‘ des aufgeklärten Absolutismus Preußens mit konkreten Einzelanalysen zu verbinden weiß. Statt den Versuch zu unternehmen, zu rekonstruieren, wie jener vermeintlich ‚extern‘ induzierter Ursprung der Hermeneutik um 1800 sich in den Theoretisierungen des Verstehens und Auslegens bei Schlegel, Schleiermacher, Savigny und darüber hinaus fortsetzt, wird der Blick auf die literarischen Texte gerichtet und nachvollzogen, inwiefern die Literatur die hoheitlichen Sinn-Imperative nicht so sehr vollstreckt, sondern subversiv unterläuft<sup>89</sup>, indem sie etwa – wie bei Ludwig Tieck – die Kategorie des Unsinns einführt.<sup>90</sup> Methodologisch ist dieser Ansatz nicht zu beanstanden: das Theorem der diskursiven Matrix des hermeneutischen Feldes ist eben Prämisse, eine Annahme, die im Zuge der Lektüren weder verifiziert noch falsifiziert zu werden braucht.

Aber setzt sich die Diskursanalyse mit ihrer Prämisse vom staatlichen Sinn-Imperativ nicht der Gefahr einer post-heideggerschen Existenzialisierung der Hermeneutik aus, tendiert nicht auch sie, indem sie die Verstehensimperative statt wie Heidegger<sup>91</sup> dem Sein als solchem, nun dem *sozialen* Sein – Staatsmacht und Technologien – zuschreibt, tendiert nicht auch sie zu einer Mystifikation des Verstehens als einer kulturellen Praxis?

Die diskursanalytische Hermeneutik-Kritik blendet mit ihrer Annahme der Staatsmacht als der universalen Formationsregel des „Diskursnetzes Verstehen“ zunächst ein naheliegendes Faktum sozialer Differenzierung aus: den Unterschied nämlich zwischen der autonomen, gesellschaftlich dysfunktionalen Ästhetik<sup>92</sup> und der Praxisorientierung des Rechtes. Dieser sozialen Differenzierung korrespondiert

<sup>89</sup> Vgl. dazu Menninghaus (1995), 44.

<sup>90</sup> Vgl. dazu die 100-Seiten-Lektüre von Tiecks *Die sieben Weiber des Blaubart*, die Menninghaus (1995), 92-191, zur Exemplifizierung seines Arguments einer frühromantischen, Imperativen des Hermeneutik widerstehenden „Poetik des Unsinn“ (ebd., 9) gibt.

<sup>91</sup> Vgl. Heidegger (1986), 313ff.

<sup>92</sup> Siehe dazu Luhmann (1995b), 270ff.

eine interne hermeneutische Unterscheidung: diejenige zwischen nicht-applikativer bzw. rekonstruktiver und applikativer Hermeneutik. Die Diskursanalyse klammert diese disziplinären Verästelungen aus, da sie in der anwendungsbezogenen juristischen Hermeneutik ebenso wie in der nicht-applikativen ästhetischen Hermeneutik der Frühromantiker ein- und denselben hoheitlichen Sinn-Imperativ wittert.<sup>93</sup>

Nun gibt gerade die Rechtsevolution in dem von Kittlers Hermeneutikkritik ins Auge gefaßten Zeitraum, also den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts, Anlaß, die diskursanalytische Vogelperspektive auf die Imperative des Sinnverstehens wieder zu verlassen und das historische A priori von Diskursformationsregeln in Bezug auf die Hermeneutik zu konkretisieren. Das hermeneutische Feld, das zu überfliegen die Hegelsche Eule der Minerva<sup>94</sup> von der diskurs- und machtdiskursanalytischen Hermeneutik-Kritik soeben losgeschickt worden ist, scheint noch nicht endgültig vermessen. Aufschlußreich ist hierfür das Verhältnis von Politik und Recht: Anders als Kittler suggerieren möchte<sup>95</sup>, enthält das *Preußische Allgemeine Landrecht* von 1794, das die umfassende Bildungs- und Verwaltungsreform im Preußen vor der Jahrhundertwende normiert, nämlich gerade keinen hermeneutischen Imperativ in Bezug auf die Rechtsanwendung. Im Gegenteil: Von seiner Regelungstechnik her impliziert es geradezu ein Auslegungsverbot, indem es praktisch keinen Unterschied zwischen abstraktem Tatbestandsmerkmal und der Kasuistik macht, sondern alle denkbaren Anwendungsfälle des Gesetzes gleich mitnormiert.<sup>96</sup> Das offizielle Leitbild des Richters um 1800 war das eines Gesetzesanwendungsautomaten, nicht eines Divinationsvirtuosen.<sup>97</sup>

Der Begründer der juristischen Hermeneutik, Friedrich Carl von Savigny, hat an diesem richterlichen Gesetzesgehorsam Anstoß genommen, indem er in den Jahren 1802/03 eine juristische Methodenlehre zu konzipieren begann.<sup>98</sup> Für diese ist die bis heute maßgebliche Unterteilung der gesetzeskonkretisierenden Auslegung in die vier *canones* der grammatischen, historischen, systematischen und teleolo-

<sup>93</sup> Vgl. Kittler (1990), 30f.

<sup>94</sup> Georg W. F. Hegel (1986), 28.

<sup>95</sup> Vgl. Kittler (1990), 31f., zitiert mit dem *Code Napoléon* und dem *Preußischen Allgemeinen Landrecht* Gesetzeswerke, die für den Richter einen Anwendungsimperativ formulieren, der gerade keinen hermeneutischen Imperativ im Sinne einer über den Gesetzeswortlaut hinausgehenden Auslegung beinhaltet.

<sup>96</sup> Dazu Link (1998), 38ff.

<sup>97</sup> Vgl. dazu v. Savigny (1967), 89.

<sup>98</sup> Siehe v. Savigny (1951). Vgl. zur juristischen Hermeneutik auch den *Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts*, den Karl Salomo Zachariä (1805) vorgelegt hat.

gischen Interpretation charakteristisch.<sup>99</sup> Die Frage ist, wie sich Savignys hermeneutische Methodologisierung der Gesetzesanwendung zur Annahme eines staatlichen Sinn-Imperativs verhält. Der Sinn-Imperativ des Gesetzes darf dabei nicht mit den Imperativen staatlicher Macht verwechselt werden: der Geltungsgrund der Gesetze, auf die Savigny sich in seiner Methodenlehre bezog, lag für ihn gerade nicht in den staatlichen Akten der Legislation, sondern in erster Linie in der historischen Überlieferung des *civil law*. In *Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* von 1814<sup>100</sup> wird Savigny – für den Bereich des Privatrechts – den Gedanken eines Vorrangs der Rechtstradition gegenüber staatlicher Gesetzgebung systematisch entfalten. Die juristische Hermeneutik von Savignys, einem begeisterten Leser der in den Jahren 1798-1800 erscheinenden Zeitschrift *Athenäum*<sup>101</sup>, trifft sich in ihrem Primat der Historie mit der ästhetischen Hermeneutik Friedrich Schlegels und der späteren *hermeneutica generalis* Schleiermachers.

Wie ist es vor diesem Hintergrund möglich, das hermeneutische Sinnverstehen als eine ihrer selbst nicht bewußte Mimesis an die Staatsmacht zu entlarven? Der Historismus Schlegels, Savignys und Schleiermachers erscheint nicht so sehr als Effekt einer staatlich verordneten Sinnsuche, sondern eher als Ausdruck einer beginnenden ‚republikanischen‘, einer *gelehrtenrepublikanischen*, symphilosophischen Gesprächskultur. Die historistische Hermeneutik ‚um 1800‘ ist eher liberalistisch denn staatskonform konnotiert. Die Diskursanalyse unterschlägt mit ihrer These von der staatlichen Diskursmatrix den komplexen Zusammenhang zwischen hoheitlicher Gewalt, Bürokratisierung, politischem Bewußtsein, Historismus und Hermeneutik.<sup>102</sup>

#### IV.

Welche Vorläufer und Gewährsleute lassen sich in der Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts für eine kulturwissenschaftliche

<sup>99</sup> v. Savigny (1951), 19, unterscheidet in seiner Methodenlehre von 1802/03 lediglich drei „Bestandteil[e]“ der „Interpretation“, nämlich den „logischen“, „grammatischen“ und „historischen“.

<sup>100</sup> Vgl. v. Savigny (1967).

<sup>101</sup> Vgl. Rückert (1984), 195ff.

<sup>102</sup> Beachtlich ist in diesem Zusammenhang die im Vorfeld des Inkrafttretens des *Preussischen Allgemeinen Landrechts* von Friedrich II. erlassene *Cabinetsordre*, die dem Rechtsanwender das Ausfüllen von Gesetzeslücken qua Interpretation untersagte, wie v. Savigny (1967), 87f., kolportiert.

Reflexion des Rechts ausmachen? Eingangs wurde Jacob Grimm erwähnt, der in der von Savigny herausgegebenen *Zeitschrift für historische Rechtswissenschaft* 1816 eine Abhandlung unter dem Titel „Von der Poesie im Recht“ veröffentlichte. Der Begründer der historisch-philologischen Wissenschaft der Germanistik bezog neben Sprachgeschichte und Mythologie die Geschichte des deutschen Rechts, also die deutsch-rechtliche, mit der römisch-rechtlichen damals koexistente Tradition<sup>103</sup> in den Horizont seiner Philologie mit ein. Kann Grimm als Vorläufer und *spiritus rector* einer heutigen germanistischen Kulturwissenschaft des Rechts in Anspruch genommen werden? Müßte eine derartige Bewegung *back to the roots* nicht als pseudo-romantisierende Ursprungssuche entlarvt werden, welche – statt der Philologie ein neues Forschungsfeld zu erobern – sich mit dieser Gegenstandserweiterung umso mehr dem Vorwurf des *anything goes* aussetzt, die – hin- und hergerissen zwischen dem Imperativ des *Il faut être absolument moderne* und dem Schuster-bleib-bei-Deinen-Leisten-Argument – in die Falle postmoderner Beliebigkeit hineintappt?

Es ist interessant zu sehen, welchen Stellenwert Grimm der rechtsgeschichtlichen Reflexion einräumt. Grimm ist zu Savignys historischer Rechtsschule zu zählen,<sup>104</sup> die – in einer ganz bestimmten historischen Konstellation, nämlich in der Epoche der Neuordnung Europas nach 1814 – die Frage des Ursprungs und des Geltungsgrundes juridischer Normen, in einer für das positivistische Verständnis des 20. Jahrhundert befremdlichen Weise, als eine *genealogische* Frage stellt. „Es ist wohl auch einmal erlaubt“, konstatiert Grimm zu Beginn seiner Abhandlung, „das Recht unter den Gesichtspunkt der Poesie zu fassen und aus der einen in das andere lebendiges Zeugnis zu machen“.<sup>105</sup> Grimm begibt sich auf die Suche nach gemeinsamen Ursprungsmythen der „Lieder“ und der „Gesetze“ eines „Volkes“. „Recht und Poesie“, heißt es, „sind miteinander aus einem Bette aufgestanden“.<sup>106</sup> Die Behauptung einer Gleichursprünglichkeit von Poesie und Recht versucht Grimm durch das Aufzeigen von Verwandtschaften auf der Ebene des sprachlichen Form – der „Sinnlichkeit“ der Sprache<sup>107</sup> – einerseits sowie auf einer „praktischen“, die mythischen Realien des Rechts betreffenden Ebene

<sup>103</sup> Cf. v. Savigny (1967), vor allem Kap. 4 und 5, 27–44.

<sup>104</sup> Vgl. zu den Beziehungen Grimms zu v. Savigny Vonessen (1958), bes. Kap. II „Recht und Gesetzgebung“, 79–171, ferner Rothacker (1920), Kap. „Die historische Schule“, 37–82, hier: 43ff.

<sup>105</sup> Grimm (1968), 25f.

<sup>106</sup> Ebd., 27.

<sup>107</sup> „Es liegt mir nämlich außer Zweifel, daß unsere Gesetze im frühesten Alterthum, nicht anders wie Sagen und Geschichten, metrisch in Lieder gebunden waren“,

andererseits zu begründen. Zahlreiche Rechtsbegriffe, Beweisregeln und Prozeßhandlungen lassen sich für Grimm auf einen mythisch-symbolischen Gehalt zurückführen. Rechtssprichwörtern wie „Blutige Hand nimmt kein Erbe“<sup>108</sup> – *equity must come with clean hands* im anglo-amerikanischen Recht – sind sie inhärent. Eine in einer Verfahrensregel des Strafprozesses sedimentierte symbolische Bedeutung ist etwa das sogenannte „Ohrenziehen der Zeugen“: „Weil es bei Zeugen hauptsächlich auf das Hören des Vorgangs ankam“, erzählt Grimm, „pflegte man sie während der [Prozeß-] Handlung am Ohr zu zupfen“.<sup>109</sup>

Ein anderes Beispiel für den mythischen Gehalt von Rechtsnormen ist die Beweisregel, daß der Angeklagte, der vor Gericht behauptet, jemanden aus Notwehr getötet zu haben, die von keinem Zeugen beobachtete Tat nur dadurch bezeugen lassen kann, daß er ein Tier zum Gericht mitbringt, in dessen Gegenwart er das Geschehene beschwört.<sup>110</sup> – Vermutlich war an den Reaktionen des Tieres die Glaubwürdigkeit des Beschuldigten abzulesen: Man muß sich das wohl so vorstellen, daß dem Schweigen der mitgebrachten Hauskatze regelmäßig der Erklärungswert einer Zustimmung beigelegt wurde, dem Miauen der Katze den genau gegenteiligen. Grimm führt diese Prozeßregel, die – soweit ich sehe – in der heute geltenden *Strafprozeßordnung* keine Entsprechung hat, auf das sagenhafte Urbild eines Eremiten zurück, der des Nachts in seiner Hütte von Räubern überfallen wurde und dessen Notwehr gegen die nächtlichen Räuber nur von den eigenen Haustieren bezeugt werden konnte.

Der analytische Gehalt von Grimms Rechtsmythologie ließe sich dahingehend zusammenfassen, daß der Mythos als ein Strukturelement des kulturellen Netzwerks, das juristische Bedeutung erzeugt, ins Spiel gebracht wird. In Grimms germanistischer Rechtswissenschaft stellt der Mythos zwar keinen eigentlichen Geltungsgrund von Rechtssätzen dar. Die Besinnung auf den mythischen Gehalt von Rechtssätzen spielt jedoch eine Rolle bei der um 1815 umstrittenen Frage, ob und inwiefern die als kulturelles Eigentum reklamierte Überlieferung das notwendige Fundament einer Rechtsordnung ist. Savignys Antwort fiel bekanntlich zweischneidig aus: Zwar prägte er den Begriff des juristischen Volksgeistes<sup>111</sup>, demzufolge das positive

---

heißt es in Grimms in der *Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft* publizierten Beitrag „Von der Poesie im Recht“ (Grimm (1968), 41).

<sup>108</sup> Ebd., 51.

<sup>109</sup> Ebd., 79.

<sup>110</sup> Vgl. ebd., 81.

<sup>111</sup> Vgl. v. Savigny (1967), vor allem die Ausführungen unter dem Titel „Was wir thun sollen wo keine Gesetzbücher sind“ 111ff., hier: 116ff. Zur möglichen Einfluß Herders auf v. Savigny siehe Wieacker (1995), 284.

Recht durch eine mythische Setzungsmacht, einem der formellen Gesetzgebungsinstanz vorgelagerten Ursprung fundiert werden kann, gleichzeitig trat er der von Thibaut vertretenen Auffassung entgegen<sup>112</sup>, daß die zeitgenössische Mixtur von römischen und deutschen Traditionssträngen im (Privat-)Recht durch ein kodifiziertes, ‚ureigenes‘ Gesetzeswerk ersetzt werden müßte und könnte.

Es ist nicht ganz einfach, die Aktualität dieser Betrachtungsweise, in der mythologisches und historisches Interesse miteinander konvergieren, herauszustellen. Positivrechtlich ist sie spätestens mit der Kodifikation des Privatrechts im BGB von 1900 obsolet geworden; heute ist die historische Rechtsschule von Savignys Gegenstand einer bedeutenden, wenn auch im juristischen Ausbildungsbetrieb marginalisierten rechtshistorischen Forschung.<sup>113</sup> Die Kontroverse zwischen Savigny und Thibaut findet heutzutage eine Parallele in der Debatte um ein einheitliches gesamteuropäisches Zivilgesetzbuch, um eine Kodifikation auf supranationaler Ebene.<sup>114</sup> Dabei werden von den Befürwortern und Gegnern eines kodifizierten europäischen Privatrechts in ähnlicher Weise Argumente ausgetauscht, welche mit der kulturellen fremd/eigen-Differenz operieren, also etwa auf die Notwendigkeit einer historisch gewachsenen nationalen Rechtsordnung abstellen oder<sup>115</sup>, wie die Befürworter der Kodifikation,<sup>116</sup> das Vorhandensein gemeinsamer europäischer Rechtsprinzipien betonen. Das durchrationalisierte, mythischer Gehalte vollends entkleidete Privatrecht der Gegenwart ist eine Angelegenheit der Kultur geblieben und wird es im Zuge der Europäisierung immer mehr – in dem Sinne, daß es sich nicht in blinder, reflexionsloser Technik erschöpft –; allerdings einer Expertenkultur: Rechtsgeltung beruht auf der Rationalität von Verfahren und Argumentationen und kommt ohne die kollektive Verbindlichkeit aus, die dem Mythos eigen ist. Dieser Geltungsmodus schließt jedoch keineswegs eine u. a. von Grimm inspirierte Betrachtung rechtlicher Institutionen als semantischer Artefakte aus, sondern macht sie vielleicht nur umso dringlicher. Eine germanistische Kulturwissenschaft des Rechts würde heute nicht mehr wie Grimm an der Etymologie gemeinrechtlicher Rechtsbegriffe ansetzen oder nach deutsch-rechtlichen Rudimenten im geltenden BGB fahnden, sondern hätte die vielfältigen kulturellen Konstruktionen zu thematisieren, die

<sup>112</sup> Vgl. den Abschnitt „Thibauts Vorschlag“, Savigny (1967), 155-160.

<sup>113</sup> Dazu Zimmermann (2001), 14.

<sup>114</sup> Siehe oben Nachweise Anm. 25; ferner Harding / Örücü 2002 und Martiny (1999).

<sup>115</sup> Vgl. zum Beispiel die Position Pierre Legrands in Legrand (1999), 1-13.

<sup>116</sup> Vgl. Hyland (1998), „The American Restatements and the Uniform Commercial Code“, 64ff.

in der juristischen Kodifikation außerrechtlicher, ‚natürlicher‘ Phänomene wie körperlicher Gewalt, sprachlicher Handlungen, Geld, Kunst, Geschlechter, Kopftücher muslimischer Frauen etc. enthalten sind.

Auf der Suche nach weiteren Vorläufern wird man vor allem im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts fündig: Als mögliche Anknüpfungspunkte unseres Projektes wäre an Ernst Cassirers neokantianische Kulturkritik<sup>117</sup>, Diltheys lebensphilosophische Historismuskritik<sup>118</sup>, die Rechtssoziologie Max Webers<sup>119</sup>, Otto von Gierkes monumentales Genossenschaftsrecht<sup>120</sup>, aber auch an die Rechtsphilosophie Gustav Radbruchs<sup>121</sup>, der seinen Entwurf selber als eine Art Kulturwissenschaft begriff<sup>122</sup>, zu denken. Ich möchte an dieser Stelle lediglich auf die Kulturtheorien von Dilthey und Cassirer eingehen, weil beide Denker auf je unterschiedliche Weise noch an einer im Kulturbegriff zu denkenden Totalität – der funktionalen Differenzierung und kulturellen Diversifizierung in der Moderne zum Trotz – festhalten.

Cassirer verdient in diesem Zusammenhang deshalb Erwähnung, weil er in der Sparte *Cultural Criticism of Law* des eingangs skizzierten amerikanischen *law-and-literature*-Movements neben Geertz und Foucault zu einer zentralen Theoriegröße avanciert ist.<sup>123</sup> Für Paul Kahn, Professor an der *Yale Law School*, hat Cassirer für das eigene Projekt einer dichten Beschreibung der Rechtswelt sogar mehr Anknüpfungspunkte zu bieten als Geertz und Foucault.<sup>124</sup> Was macht Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen*, die vielfach als Fortschreibung des kantischen Ansatzes einer transzendentalen Vernunftkritik in Wege einer systematischen Kritik der kulturellen Ausdrucksformen angesehen wird<sup>125</sup>, für eine Kulturkritik des Rechts so attraktiv?

Symbolische Formen sind für Cassirer strukturierte Ausdrucksmedien, durch welche Wahrnehmungen, Sinnesdaten, Empfindungen semiotisiert werden, d. h. als eine durch grammatisch strukturierte Sinnträger bzw. Zeichen vermittelte und von ihrer Ausdrucksseite unterscheidbare

<sup>117</sup> Vgl. Cassirer (1994).

<sup>118</sup> Siehe Dilthey (1990), 89ff.

<sup>119</sup> Vgl. Weber (1967).

<sup>120</sup> Vgl. Gierke (1867-1913).

<sup>121</sup> Radbruch (1999).

<sup>122</sup> Vgl. ebd., 31.

<sup>123</sup> Vgl. Binder / Weisberg (2000), 462-539; ferner Kahn (1999), 35.

<sup>124</sup> Vgl. Paul Kahn (2001), 160: „The most important influence of my work is neither Geertz nor Foucault, but rather Cassirer’s inquires into the variety of symbolic forms.“

<sup>125</sup> Vgl. Steiner (1997), 13.

Bedeutung dargestellt werden.<sup>126</sup> Diese Darstellung ist eine symbolische insofern, als kein Ähnlichkeitsverhältnis, keine Isomorphie zwischen Ausdruck und Bedeutung besteht. Als paradigmatische symbolische Formen gelten Cassirer Sprache, Mythos und Religion.<sup>127</sup> – Das ist natürlich eine grell vereinfachende Definition von Cassirers Begriff; ich verwende sie, weil bereits auf dieser elementaren Ebene die Pointe von Kahns Cassirer-Referenz deutlich wird: Kahn geht es um sogenannte „background“ oder „imaginative structures“<sup>128</sup>, die im Sinnsystem des Rechtes am Werke seien und durch die natürliche Phänomene – z. B. körperliche Gewalt – eine Bedeutung erhalten, gewissermaßen von einem Netz kultureller Bedeutungen eingefangen werden. Eine dichte Beschreibung des Rechts ist nach Kahn darauf aus, jene bedeutungsgenerierenden Strukturen, die sich dem normalen Rechtsanwender entziehen, zu erfassen.<sup>129</sup> Das erinnert an die Sprachbeschreibungen des linguistischen Strukturalismus<sup>130</sup>: Die bedeutungsgenerierenden Strukturen entziehen sich dem Rechtsanwender, der die Rechtsbegriffe operativ-instrumentell einsetzt, so wie die grammatischen Tiefenstrukturen dem normalen Sprachverwender nicht bewußt sind.

Es ist nicht ganz klar, ob das Projekt einer dichten Beschreibung des Rechts<sup>131</sup> nur auf *institutionelle* Widerstände stoßen und zu einem Widerstreit zwischen anwendungsorientiertem und praktisch absolut dysfunktionalem Rechtsdiskurs führen muß – wie Kahn betont<sup>132</sup> –, oder nicht auch mit *epistemologischen* Schwierigkeiten verbunden ist. Ist das Recht eine symbolische Form, so wie Sprache, Mythos und Religion symbolische Formen im Sinne Cassirers sind? Die entscheidende Prämisse von Kahns Cassirer-Referenz scheint in der kontraintuitiven Annahme zu liegen, daß Rechtsbegriffe Vorstellungen und intentionale Gegenstände mediiieren, sich also nicht in bloßer Technik erschöpfen. Diese Vorstellungen sind nun nach Kahn nicht zu wechseln mit den überpositiven Werten<sup>133</sup>, den Gerechtigkeitsvorstel-

<sup>126</sup> Vgl. die Kurzdefinition in Cassirer (1994), 175: „Unter einer „symbolischen Form“ soll jede Energie des Geistes verstanden werden, durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird.“

<sup>127</sup> Vgl. ebd., 175.

<sup>128</sup> Kahn (1999), 92.

<sup>129</sup> Vgl. ebd., 98ff.

<sup>130</sup> Vgl. etwa Roman Jakobson (1983), 163-175.

<sup>131</sup> Vgl. Kahn (1999), 41f.

<sup>132</sup> Kahn drückt das *double-bind* zwischen anwendungsorientierter und kulturwissenschaftlich orientierter Rechtswissenschaft so aus: „We cannot study law if we are already committed to law“ (ebd., 27).

<sup>133</sup> Vgl. ebd., 102f.



lungen einer Rechtsgemeinschaft, die nach der affirmativen Lesart der Staatsjuristen dem positiven Recht als Prinzipien zugrundeliegen, nach der dekonstruktiv-kritischen Lesart Derridas<sup>134</sup> ihre eigene normative Wertigkeit durchstreichen und als von aller Bedeutung gereinigte schiere Differenz zurückbleiben. Kahns *Cultural Criticism of Law* versteht sich ausdrücklich nicht als eine materiale Gerechtigkeitsphilosophie etwa in der Art der Rechtsphilosophie Gustav Radbruchs.<sup>135</sup> Aber was sind die intentionalen Vorstellungen oder Gegenstände, die das Recht nach Kahn symbolisiert? Ein *nomos*<sup>136</sup>, eine substanzielle Sittlichkeit im Sinne von Aristoteles oder Hegel?<sup>137</sup> Ein Volksgeist?<sup>138</sup>

Die amerikanische Referenz auf Cassirer ist deshalb so interessant, weil sie an einen Ursprung der heutigen Debatte um die Kulturwissenschaften zurückführt, nämlich das Spannungsverhältnis von Kultur und Geist.<sup>139</sup> In gewisser Weise hermeneutisiert Kahn die sozialen Praktiken des Rechts – Hermeneutisierung ganz konventionell als Aneignung, Herstellen eines Sinnkontinuums, Erkennen des Eigenen im Fremden etc. verstanden. Kahn hermeneutisiert das Recht, wenn er zum Beispiel die amerikanische Verfassung – ganz ohne (verfassungs-) patriotische Obertöne, in völliger reflexiver Distanz – als ein Medium identitätsstiftender Sinnbildung in den USA lesbar zu machen versucht.<sup>140</sup> Wie verhält sich diese moderne, amerikanische Hermeneutisierung des Rechts zu seiner klassischen Hermeneutisierung in der Art Wilhelm Diltheys?<sup>141</sup> Mit Dilthey möchte ich diesen keineswegs Vollständigkeit beanspruchenden Schnelldurchgang durch die relevante Geistesgeschichte abschließen. Denn mit Dilthey und seinem Zeitgenossen Max Weber ist bereits der Theorienkonflikt gegeben, der sich unserer Projekt einer Kulturwissenschaft des Rechts ausgesetzt sieht: dem Spannungsverhältnis zwischen einer hermeneu-

<sup>134</sup> Vgl. Derrida (1991), 24ff.

<sup>135</sup> Die Idee der „Gerechtigkeit“, der „Rechtssicherheit“ und der „Zweckmäßigkeit“ fundieren für Radbruch die „Rechtsidee“, vgl. Radbruch (1999), 76.

<sup>136</sup> Die Frage, inwiefern dem Begriff der positiven Geltung stets eine kulturell heterogene, durch Narration zu erzeugende überpositive Geltung notwendig korreliert sei, ist das Thema von Robert M. Covers einflußreichem Aufsatz „Nomos and Narrative“ (vgl. Cover (1993)).

<sup>137</sup> Vgl. Hegel (1986), 292ff.

<sup>138</sup> Vom Konzept des Volksgeistes distanziert sich Kahn (1999), 9. Zu den Filiationen des Volksgeist-Begriff in der amerikanischen Kulturanthropologie siehe Bunzl (1996).

<sup>139</sup> Dazu Steiner (1997), 8ff.

<sup>140</sup> Vgl. Kahn (1999), 12.

<sup>141</sup> Vgl. die Referenz auf Savignys Volksgeist-Konzeption in Dilthey (1990), 114ff.

tisch-kultursemiotischen und einer soziologischen Analyse rechtlicher Gebilde.

Dilthey behandelt das Recht in seinem Fragment *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* als ein geschichtliches Sinngebilde, das wie Dichtung, Religion, Philosophie und Wirtschaft unter die Objektivationen des menschlichen Geistes<sup>142</sup> einzureihen ist. Wie in einem Werk der Dichtung manifestiere sich im System des Rechts menschlicher Geist. Und wie die anderen sozialen Systeme läßt sich das Recht für Dilthey in eine Innen- und eine Außenseite zerlegen. Es eigne dem Rechtssystem ein Ausdruckscharakter insofern, als in ihm – historisch je unterschiedlich – eine formative Kraft, *überindividueller* menschlicher Geist, Gestalt gefunden hat. Sich in eine akademische Zwei-Fronten-Auseinandersetzung gegen Hegels Geschichtsphilosophie und gegen die positivistische historische Tatsachenforschung einlassend<sup>143</sup>, hält Dilthey an dem Konzept eines Geistes fest, der weder als Weltgeist noch als irgendein historisches Kollektivsubjekt zu semantisieren ist – befreit von den geistmetaphysischen Konnotationen Hegels und dennoch in seiner Anlage unifizierend<sup>144</sup>, den Sinn für das große Ganze der geschichtlichen Welt einstimmend.

Das *tertium comparationis* der Analogie von Recht und Dichtung ist in Diltheys Begriff des Erlebens enthalten, der – modern gesprochen – für psychische und für soziale Systeme gleichermaßen verwendet wird. So wie für Dilthey die Tatsache einer Dichtung aus dem dichterischen Erleben zu erklären ist und die poetischen Ausdruckscharaktere aufgrund des prämissenhaft angenommen Kontinuums von Erleben, Ausdruck und Verstehen<sup>145</sup> immer auf ein Erlebnis zurückgeführt werden können, figuriert für Dilthey das Recht insgesamt als Ausdruck eines erlebenden Menschengeistes – mit dem Unterschied, daß die Reduktion auf das in dem geschichtlichen Sinngebilde des Rechts sich manifestierende Erleben, anders als im Falle der Dichtung, ohne die Präsupposition intelligibler Sinnsignifikate auskommt, eher auf pragmatische Notwendigkeiten des politischen Lebens zurückführt denn auf intentionale Gegenstände und dichterische Gefühlslagen.

In Diltheys Hermeneutik geschichtlicher Sinngebilde findet eine Akzentverschiebung von einer *teleologischen* zu einer *ausdruckslogischen* Betrachtung statt: Die formative Kraft, die noch Hegels *Welt-*

<sup>142</sup> Vgl. ebd., 186.

<sup>143</sup> Vgl. ebd., 118f.

<sup>144</sup> Dazu Steiner (1997), 8ff.

<sup>145</sup> Vgl. Dilthey (1990), 99.

*geist* und Herders bzw. Savignys *Volksgeist* konstituiert<sup>146</sup>, wird eingeklammert; der Begriff Geist nur noch als heuristische Fiktion einer das Sinnsystem durchwaltenden Einheit, die das Verstehen des Ausdrucksgebildes ermöglicht, verwendet. Ähnlich wie schon bei den Romantikern<sup>147</sup> fungiert ‚Geist‘ in Diltheys Fragment als Chiffre für eine hermeneutische Verstehenstotalität, die nicht so sehr logisch-deduktiv, sondern nur symbolisch zu haben ist. Diese Akzentverschiebung im Geistbegriff schlägt sich in einem terminologischen Changieren zwischen den Begriffen ‚Geist‘ und ‚Kultur‘ nieder, die Dilthey in der Sache, so weit ich sehe, ununterschieden läßt.<sup>148</sup>

## V.

Und die Literatur? Welchen Platz nimmt sie in einer germanistischen Kulturwissenschaft des Rechts ein? Müßte ihr nicht ein privilegierter Platz eingeräumt werden? Die Antwort kann nur Ja! lauten – allerdings nicht ohne einen sachlichen Vorbehalt: Die Gefahr des Rückfalls in eine konventionelle *law-in-literature*-Perspektive, wie sie vielfach in Arbeiten zum Thema Literatur und Recht, insbesondere in den Grenzüberschreitungen von juristischer Seite eingenommen wird<sup>149</sup>, ist nicht von der Hand zu weisen. Ohne diese dem Feld von Literatur und Recht inhärente Gefahr überdramatisieren zu wollen: Genau an diesem Punkt scheiden sich in den USA die Geister. Die beiden eingangs erwähnten möglichen Spezifizierungen der ‚L&L‘-Konjunktion – *law-in-literature* vs. *law-as-literature* – stehen nämlich zugleich für unterschiedliche diskurspolitische Optionen: die beschwichtigende, die amerikanische Rechtskultur mit ihrem Primat ökonomischer Effizienz affirmierende Lesart eines Richard Posner<sup>150</sup>, der die Sphären säuberlich voneinander getrennt wissen und die Rechtsreflexionen der Weltliteratur ausschließlich für die humanistische und rhetorische Bildung der angehenden Juristen eingesetzt

<sup>146</sup> Zu den unterschiedlichen Volksgeist-Konzeptionen im 19. Jahrhundert vgl. Rotacker (1920), 79–81.

<sup>147</sup> Vgl. etwa das Diktum in dem Aufsatz *Über das Studium der Griechischen Poesie*, in Schlegel (1979), 346f.: „Die sittliche Fülle, die freie Gesetzmäßigkeit, die liberale Humanität, das schöne Ebenmaß [...] kurz: den Geist des Ganzen – die reine Griechheit soll der moderne Dichter, welcher nach echter schöner Kunst streben will, sich zueignen“ (Hervorhebung im Original).

<sup>148</sup> Zu Diltheys Verwendung des Ausdrucks „Kultur“ in dem Fragment *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, siehe Dilthey (1990), 109.

<sup>149</sup> Vgl. etwa Müller-Dietz (1999), Meier (1994) und Schmidhäuser (1991).

<sup>150</sup> Vgl. Posner (1988), 1–21 und 353–364.

sehen möchte auf der einen Seite, die kritische, das positive Recht als *literary activity* entlarvende Lesart auf der anderen. Für letztere hat Posner, der Mitbegründer der ökonomischen Analyse des Rechts in den USA, nur die abfällig gemeinte Bezeichnung *legal romanticism* übrig.<sup>151</sup>

Das amerikanische Gemeinrecht ist einer Kritik von außen aus strukturellen Gründen leichter zugänglich als die Rechtspraxis in Deutschland, wo die kritische Intention nur um den Preis eines Dilettantismus durchführbar scheint. Schon um diese Gefahr zu bannen, ist eine ‚Rückkehr zur Philologie‘ angebracht. Als Literaturwissenschaftler sollten wir, systemtheoretisch gesprochen, früher oder später wieder auf die Beobachtung der systemspezifischen Kommunikationen der Literatur umschalten. Dabei interessiert gleichermaßen, was die Literatur von der geschichtlich-kulturellen Wirklichkeit des Rechts in den Blick bekommt und – mehr noch – das, was sie als schöne Literatur, als Bestandteil des Kunstsystems nicht sehen kann, wofür sie von Haus aus blind ist.

Was aber kann die Literaturwissenschaft über die Herausarbeitung rechtlicher Quellen und Kontexte<sup>152</sup>, über die biographische Verwicklung der Autoren in die soziale Welt des Rechts<sup>153</sup>, über den philologischen Nachvollzug der literarischen Metaphorisierung von Rechtsbegriffen<sup>154</sup>, über die Feststellung einer ohnmächtigen Justizkritik der Literatur<sup>155</sup> hinaus leisten? Ich vermute, daß eine Erweiterung der literaturwissenschaftlichen Fragestellung *keine* Frage der Interdisziplinarität ist. Man braucht keine rechtshistorischen oder -systematischen Spezialkenntnisse, um die Unrechtmäßigkeit von Kohlhaas' Rechtsschluß trotz des ihm widerfahrenden Unrechts und den Relikten des mittelalterlichen Fehderechts in Kleists Erzählung<sup>156</sup> oder die Formalismen des Beweiserhebungsverfahrens in Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi*<sup>157</sup> zu verstehen. Die einschlägigen Quellen und Einflüsse lassen sich ohne weiteres mit rein philologischen Mitteln rekonstruieren.

<sup>151</sup> Ebd., 132.

<sup>152</sup> Mit Blick auf Kafkas Romanfragment *Der Proceß* und der darin enthaltenen Parabel siehe Vor dem Gesetz Binder (1993); Hiebel (1989); Vogl (1990), bes. 151ff. und Fischer (1996), 1-226.

<sup>153</sup> Mit Blick auf E. T. A. Hoffmann siehe Meier (1994).

<sup>154</sup> Vgl. dazu Posner (1988), 77ff. In bezug auf Kafkas Parabel *Vor dem Gesetz* siehe Binder (1993), 87ff.

<sup>155</sup> Dazu Posner (1988), chapter 2: „The Reflection of Law in Literature“, 71-131.

<sup>156</sup> Dazu Boockmann (1985).

<sup>157</sup> In: E. T. A. Hoffmann (154), 648-712. Siehe dazu Meier (1994), vor allem Kap. „Vergleich des erzählten mit dem preußischen Recht“, 90-129.

Um die Richtung, in welcher die herkömmliche thematische *Literatur-und-Recht*-Perspektive erweitert werden könnte, wenigstens anzudeuten, seien abschließend zwei neue konzeptionelle Ressourcen vorgestellt: *thick meaning* bzw. *thick description*, dichte Beschreibung, ein Begriff des bereits oben erwähnten Kulturanthropologen Clifford Geertz, den dieser wiederum Gilbert Ryles *Philosophy of Mind* entlehnt hat<sup>158</sup>, sowie *plotting*, ein Konzept des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Peter Brooks<sup>159</sup>.

Stephen Greenblatt<sup>160</sup> und im Anschluß an ihn Dietrich Schwanitz<sup>161</sup> haben das kulturanthropologische Konzept der dichten Beschreibung für den literaturwissenschaftlichen ‚Hausgebrauch‘ respezifiziert. Der Begriff meint das Phänomen eines Sinntransfers, eines Austausches symbolischer, bedeutungstragender Energien, die zwischen distinkten kulturellen Wertsphären, den Foucaultschen Diskurswelten, oder – wenn man will: Luhmanns Funktionssystemen – zirkulieren, das Phänomen einer literarischen Anverwandlung von Sinnmaterial aus einem fremden kulturellen Subsystem. Greenblatt<sup>162</sup> hat dies etwa gezeigt für die Rezeption einer religiösen Praktik, und zwar dem Exorzismus, der durch sein Verbot durch die anglikanische Kirche Ende des 16. Jahrhunderts zu einem Relikt geworden war und in dieser Konstellation von Shakespeares Theater angeeignet wird.<sup>163</sup> Die Literatur gibt auf diese Weise eine dichte Beschreibung – aber wovon genau gibt sie eine dichte Beschreibung? Indem die Literatur Sinnmaterial des fremden kulturellen Subsystems verwendet, verdichtet sie die Beschreibung des Phänomens, das von dem übernommenen Zeichenmaterial enkodiert wird, man könnte auch sagen: differenziert sie die epochale Semantik kulturell-sozialer Realien aus, erweitert sie die reflexive Wirklichkeit sozialer Praktiken um neue Bedeutungsfacetten. Das Ziel der Lektüre derartiger Sinntransfers besteht darin, ein möglichst engmaschiges Netz der historischen Semantik von Begriffen und kulturellen Praktiken zu rekonstruieren. Es wäre zu überlegen, ob die Rezeptionen juristischen Sinnmaterials wie in Kleists *Michael Kohlhaas*, Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi* und Kafkas *Proceß* in ähnlicher Weise als Sinntransfers beschrieben werden können, die allerdings – im Unter-

<sup>158</sup> Vgl. Geertz (1997), 20f.

<sup>159</sup> Cf. Brooks (1996), 3-36.

<sup>160</sup> Siehe Greenblatt (1988).

<sup>161</sup> Vgl. Schwanitz (1996).

<sup>162</sup> Vgl. Greenblatt (1988), „Chapter Four: Shakespeare and the Exorcists“, 94-128.

<sup>163</sup> Ebd.

schied zu Shakespeares Theater<sup>164</sup> – wohl nur in eine Richtung verlaufen.<sup>165</sup>

Kafka ist ein gutes Beispiel: Die Pertinenz juristischer Sinnschichten in seiner Literatur ist notorisch, sie mit Kafkas Ausbildung zum *doctor utriusque juris* und seiner späteren Berufstätigkeit als Angestellter der Arbeiter-Unfallversicherung des Königreiches Böhmen zu erklären, naheliegend. Gleichwohl steht der konkrete Nachweis, auf welche Weise welche Rechtsrealien von Kafka angeeignet und in das imaginäre Sein der Literatur transformiert wurden, immer noch aus.<sup>166</sup> Es müßte einmal anhand der zahlreichen Rechtsbegriffe, die in seinen nicht-amtlichen Texten vorkommen, gezeigt werden, inwiefern in diesen Texten Vorgänge der Metaphorisierung stattfinden, die sich in Anlehnung an das Konzept Clifford Geertz als „dichte Beschreibung“ von Institutionen, d. h. *objektiver* kultureller Bedeutungen präzisieren lassen. Der Kontext wäre, wie bei Geertz, als ein empirischer aufzufassen, bestehend aus Institutionen des positiven Rechts. Statt die juristischen Kulissenbegriffe wie „Gesetz“, „Voruntersuchung“, „Anordnung“, „Bote“, „Urteil“, „Schuld“, „Beweismittel“, „Erledigung“ etc. in *Der Proceß*, *Das Schloß* und anderen Texten vorschnell auf eine vermeintliche metaphorische Bedeutung zu reduzieren und in ihnen das Einfallstor für überpositive, sei es theologische oder psychoanalytische Ideen von Gesetz, Schuld und Gerechtigkeit zu erblicken,<sup>167</sup> sollte man fragen, ob und inwiefern diese Imaginationen sich noch als eine wie immer subjektivierende Beschreibung – „thick description“! – *institutioneller* Realität begreifen lassen. Nur aufgrund derartiger Reflexionen kann das Recht einer Epoche als eine spezifische *Rechtskultur* einsichtig und damit, freilich in einer beschränkt historisierenden Perspektive, dem Ziel unseres Projektes, rechtliche Po-

<sup>164</sup> Greenblatts Punkt ist es, daß die Verketzerung der jesuitischen Exorzismuspraktiken in der von Shakespeare rezipierten Studie des anglikanischen Bischofskaplans Samuel Harsnett, *A Declaration of Egregious Popish Impostures*, eine Analyse der theatralischen Illusionen, mit denen die Teufelsaustreibungen operierten, beinhalteten. Des Kaplans Bewußtsein für die Theatralität des Exorzismus hat sich möglicherweise am zeitgenössischen Theaters geschult, das den Exorzismus mit Mitteln des Theaters entlarvte.

<sup>165</sup> Ein reziproker, allerdings nicht mehr synchroner Transfer zwischen dem Recht und dem Literatursystem fände zum Beispiel dann statt, wenn – wie ich es als Praktikant in einer Kanzlei einmal erlebt habe –, ein Advokat beim Betreten des Berliner Landgerichts schmunzelnd äußert, das Justizgebäude sei irgendwie unwirtschaftlich, kafkaesk.

<sup>166</sup> Kaum überzeugend, weil auf der Ebene bloßer Einflußforschung bleibend: Kirchner (1986); allzu spekulativ Fischer (1996).

<sup>167</sup> Vgl. nur Hiebel (1999).

sitivität als eine auch symbolische Wirklichkeit zu lesen, nähergebracht werden. Die Beweislast dieser Aufgabe wird so zugegebenermaßen von der Theorie auf die Literatur verschoben.

Das zweite Konzept heißt *plotting*, Fabulieren, Geschichtenerzählen. Ich bringe den Term ins Spiel, um zwei analytische Ebenen in der literarischen Verhandlung von Rechtsfällen zu unterscheiden und deren Zusammenspiel beobachten zu können: Ebenen, die mit dem Vokabular strukturalistischer Narratologie als die Ebenen der *histoire*, der *story* einerseits und des *récit*, des *narrative discourse* andererseits zu bezeichnen sind.<sup>168</sup> Man kann den Topos, das Thema Recht in der Literatur in vielen Fällen als einen *mythos* ganz im Sinne der aristotelischen Poetik<sup>169</sup>, d. h. als eine Begebenheit, einen Sachverhalt, der durch Anfang, Mittelteil und Ende strukturiert ist, auffassen; zumindest lassen sich die Geschichten von Recht und Gesetz wie Kleists *Michael Kohlhaas* oder Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi* darunter subsumieren. Narratologisch gilt es, zwischen der Referenz auf den jeweiligen juristischen Sachverhalt, der im Falle von Kleists und Hoffmanns Erzählungen als Stoff einer historischen Überlieferung aufgegriffen wird, einerseits und der narrativen Organisation des juristischen Mythos andererseits zu unterscheiden. Der Wert dieser analytischen Unterscheidung liegt darin, daß die literarische Inszenierung rechtlicher Mythen als das Phänomen einer Doppel- oder Mehrfachcodierung begreifbar wird. Es gibt eine rein juristische Handlungslogik, nach der ein erzähltes Ereignis seinen Sinn durch das vorangegangene erhält (beispielsweise Kohlhaas' Entschluß, sich für die Verletzung seines Eigentums zu rächen) – eine Logik, auf der Ebene des Dargestellten, wobei – das ist entscheidend – nicht nur der juristisch relevante Sachverhalt, sondern auch die miterzählte Behandlung des Sachverhalts durch die juristischen Instanzen sowie die Psychologie der agierenden Protagonisten zu dieser Ebene zu zählen sind. Und es gibt eine Ebene des *récit*, der *fabula*, des *narrative discourse*, der Darstellung, also die Ebene, auf der die Verknüpfung der Ereignisse und das Hinzudichten von Elementen zum rechtlichen Mythos nach einer Logik erfolgt, die, vereinfacht gesagt, den rechtlichen Mythos weitergehend ausdeutet. Mit Roland Barthes<sup>170</sup> wäre die eine Ebene als Ebene des proairetischen Codes, die andere als jene des hermeneutischen Codes zu konzeptualisieren. *Plotting* ist die Verschränkung beider Ebenen, die – das ist der entscheidende Punkt –

<sup>168</sup> Vgl. Brooks (1996), 13.

<sup>169</sup> Vgl. Aristoteles (1978), 113ff.

<sup>170</sup> Dazu Brooks (1996), 18.

über eine spezifische *Intentionalität* miteinander verschränkt werden. Brooks<sup>171</sup> spricht von einem *overcoding* des proairetischen durch den hermeneutischen Code. Die Geschichten vom Gesetz, die Erzählungen des Rechtskonfliktes werden auf diese Weise als historisch und von Autor zu Autor variierendes Muster der Weltdeutung einsichtig, der Deutung einer thematisch besonderen Welt, eben der mythischen Welt – mit Benjamin: der „mythischen *Gewalten* des Rechts“. <sup>172</sup> Ausgangspunkt dieses Modells ist, daß die literarischen Verhandlungen rechtlicher Mythen sich nicht auf eine Bedeutung oder auktoriale Intention reduzieren lassen – etwa die, daß positives Recht und Gerechtigkeitsempfinden auseinanderlaufen<sup>173</sup>, daß das Gesetz ein opakes, unanwendbares ist<sup>174</sup> oder daß juristische Beweisverfahren psychische Wahrheiten ignorieren<sup>175</sup> –, sondern daß die narrative Deutung der kulturellen Wirklichkeit des Rechts selber auf eine sukzessive Entfaltung, auf Erzählung angewiesen ist, von einem *narrative desire* angeleitet wird, das eine Erfüllung nur im Prozeß der Darstellung erfahren kann. (Brooks<sup>176</sup> spricht, den Begriff der narrativen Intentionalität in psychoanalytische Theoriekoordinaten übersetzend, von einer *textual erotics*). Es müßte im Einzelfall geprüft werden, ob die Lektüre der Geschichten vom Gesetz, welche die Weltliteratur bietet, mit Hilfe der vorgestellten Konzepte zu konkreten Einsichten führt, die sich ohne sie nicht machen ließen. Das Erzählen vom Recht ließe sich so mit der Jurisdiktion unter dem Aspekt der Rhetorik, nach älterer Terminologie: als unterschiedliche *genera dicendi* (*genus deliberativum* vs. *genus judiciale*) miteinander vergleichen.

## Literatur

- Aristoteles: Über die Dichtkunst. Hg. von Franz Susemihl. Neudruck der 2. Auflage Leipzig 1874. Aalen 1978.
- Bachmann-Medick, Doris: Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Hg. von Doris Bachmann-Medick. Frankfurt a. M. 1997.
- Balkin, Jack: Transcendental Deconstruction, Transcendent Justice. In: Michigan Law Review 92 (1994). S. 1131-1186.

<sup>171</sup> Ebd.

<sup>172</sup> Benjamin (1984), 130. (meine Hervorhebung).

<sup>173</sup> Hiebel (1988), 304ff.

<sup>174</sup> Zu Kafkas *Prozeß*, vgl. Binder (1993), 103ff. Siehe auch Vogl (1990), 157ff.

<sup>175</sup> Mit Blick auf Hoffmanns Erzählung *Das Fräulein von Scuderi* vgl. Meier (1994), Kap. „Vergleich des erzählten mit dem preußischen Recht“, 90-129. Allgemein dazu jüngst Peter Brooks, „Policing Stories“, in: *Poetica* 33. Band (2001), 335f.

<sup>176</sup> Vgl. Brooks, „Narrative Desire“, in: Brooks (Anm. 1996), 37.



- Balkin, Jack: Nested Oppositions. In: *Yale Law Journal* 99 (1990). S. 1669-1711.
- Balkin, Jack: A Night in the Topics: The Reason of Legal Rhetoric and the Rhetoric of Legal Reason. In: Peter Brooks, Paul Gewirtz: *Law's Stories: Rhetoric and Narrative in the Law*. New Haven 1996. S. 211-225.
- Barner, Wilfried: Kommt der Literaturwissenschaft der Gegenstand abhandeln? Vorüberlegungen zu einer Diskussion. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 1997. S. 1-8.
- Basedow, Jürgen: Das BGB im künftigen europäischen Privatrecht: Der hybride Kodex. In: *Archiv für die civilistische Praxis* 200 (2000). S. 450-485.
- Bassler, Moritz: Stichwort Text. Die Literaturwissenschaft unterwegs zu ihrem Gegenstand. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 1998. S. 470-475.
- Beale, Hugh, Ole Lando: *Principles of European Contract Law, Parts I and II, combined and revised, prepared by the Commission of European Contract Law*, edited by Hugh Beale and Ole Lando. The Hague, London, Boston 2000.
- Benjamin, Walter: Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: W. B.: *Gesammelte Schriften*. Bd. I. 1. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1974. S. 123-201.
- Binder, Guyora, Robert Weisberg: *Literary Criticisms of Law*, Princeton 2000.
- Binder, Hartmut: Vor dem Gesetz. Einführung in Kafkas Welt. Stuttgart 1993.
- Birtsch, Günter: Reformabsolutismus und Gesetzesstaat. Rechtsauffassung und Justizpolitik Friedrichs des Großen. In: *Reformabsolutismus und ständische Gesellschaft. Zweihundert Jahre Preußisches Allgemeines Landrecht*. Hg. von Günter Birtsch und Dietmar Willoweit. Berlin 1998. S. 47-63.
- Böhme, Hartmut und Klaus Scherpe: *Literatur und Kulturwissenschaft. Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek bei Hamburg 1996.
- Böhme, Hartmut: Zur Gegenstandsfrage der Germanistik und Kulturwissenschaft. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 1998. S. 476-485.
- Boockmann, Hartmut: Mittelalterliches Recht bei Kleist. Ein Beitrag zum Verständnis des „Michael Kohlhaas“. In: *Kleist-Jahrbuch* 1985. S. 84-108.
- Brenner, Peter J.: Was ist Literatur? In: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*. Hg. von Renate Glaser und Matthias Luserke. Opladen 1996. S. 11-48.
- Brooks, Peter: Reading for the Plot. In: P. B.: *Reading for the Plot. Design and Intention in Narrative*. Cambridge, Massachusetts / London 1996. S. 3-36.
- Brooks, Peter: Policing Stories. In: *Poetica* 33 (2001). S. 323-336.
- Bunzl, Matti: Franz Boas and the Humboldtian Tradition. From Volksgeist and Nationalcharakter to an Anthropological Concept of Culture. In: *Volksgeist as Method and Ethic. Essays on Boasian Ethnography and the German Anthropological Tradition*. ed. George W. Stocking, Jr.: *History of Anthropology*. Volume 8. Wisconsin. 17-78.
- Bussani, Mauro, Ugo Mattei: *Making European Law. Essays on the „Common Core“ Project*. Trento 2000.

- Cassirer, Ernst: Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaften (Vorträge der Bibliothek Warburg, 1921-22). In: *Wesen und Wirkungs des Symbolbegriffs*. Hg. von Ernst Cassirer. Darmstadt <sup>8</sup>1994. S. 169-201.
- Clam, Jean: Die Grundparadoxie des Rechts und ihre Ausfaltung. Beitrag zu einer Analytik des Paradoxon. In: *Die Rückgabe des zwölften Kamels*. Niklas Luhmann in der Diskussion über Gerechtigkeit. Hg. von Gunther Teubner. Stuttgart 2000. S. 109-143.
- Coing, Helmut: Europäisierung der Rechtswissenschaft. In: *Neue Juristische Wochenschrift* 15 (1990). S. 937-941.
- Collins, Hugh: *The Law of Contract*. London <sup>3</sup>1997.
- Cover, Robert M.: *Nomos and Narrative*. In: *R.C.: Narrative, Violence, and the Law. The Essays of Robert Cover*. ed. by Martha Minow u.a. Ann Arbor 1993. S. 95-172.
- Czucka, Eckehard: Der Gegenstand der Literaturwissenschaft? Drei Rückfragen. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 1999. S. 460-465.
- Danneberg, Lutz und Friedrich Vollhardt: Wie international ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussion in den Literaturwissenschaften: kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems 1950-1990. Hg. von Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt in Zusammenarbeit mit Hartmut Böhme und Jörg Schöner. Stuttgart, Weimar 1996.
- Derrida, Jacques : *Force of Law: The „Mystical Foundation of Authority“*. In: Drucilla Cornell u.a.: *Deconstruction and The Possibility of Justice*. New York, London 1997. 3-67.
- Derrida, Jacques: *Préjugés*. In: *Spiegel und Gleichnis*. Festschrift für Jacob Taubes. Würzburg 1989. S. 343-366
- Dilthey, Wilhelm: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Hg. von Manfred Riedel. Frankfurt a. M. 1990.
- Dworkin, Ronald: *How Law is Like Literature*. In: *Law and Literature. Text and Theory*. ed. Lenora Ledwon. New York, London 1996. 29-46.
- Dworkin, Ronald: *Law's Empire*, Cambridge / Mass. 1986.
- Fischer, Dagmar: *Kafka Proceß-Prosa. Eine textimmanente Interpretation*. Frankfurt a. M., Berlin u.a. 1996.
- Fish, Stanley: *Working on the Chain Gang: Interpretation in Law and Literature*. In: Stanley Fish: *Doing What Comes Naturally*. Durham. S. 47-60.
- Frank, Manfred: *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und Textinterpretation nach Schleiermacher*. Frankfurt a. M. 1985.
- Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung*. Hg. von Alexander Mitscherlich u. a. Frankfurt a. M. 1991.
- Fuhrmann, Manfred et. al.: *Text und Applikation. Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch*. Hg. von Manfred Fuhrmann, Hans Robert Jaß und Wolfhart Pannenberg. München 1981.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. In: Hans-Georg Gadamer: *Gesammelte Werke*. Bd. 1. Tübingen <sup>6</sup>1990.

- Garloff, Peter: Monarchie, Demokratie, Dekonstruktion: Eine kulturwissenschaftliche Neulektüre von Benjamins Zur Kritik der Gewalt, in: DVjs 2 (2001). S. 329-359.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1997
- Geertz, Clifford: The Interpretation of Cultures – Selected Essays by Clifford Geertz. New York 1997.
- von Gierke, Otto: Das deutsche Genossenschaftsrecht. Bd. I-IV. Berlin: 1868-1913.
- Glaser, Renate und Matthias Luserke: Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen 1996.
- von Graevenitz, Gerhart: Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Eine Erwiderung. In: DVjs 1 (1999) S. 94-115.
- Greenblatt, Stephen (1988): Shakespearan Negotiations – The Circulation of Social Energy in Renaissance England. Berkeley, Los Angeles 1988.
- Grimm, Jakob: Von der Poesie im Recht. In: Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Band II, Heft 1 (1816). Nachdruck Frankfurt a. M. 1968. S. 25-100.
- Harding, Andrew and Esin Örücü (eds.): Comparative Law in the 21st Century. London et. al. 2002.
- Haug, Walter: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft? In: DVjs 1(1999). S. 69-93.
- Hegel, Georg F. W.: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Frankfurt a. M. 1986.
- Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Tübingen 1961/1986
- Herman, Shael: Schicksal und Zukunft der Kodifikationsidee in Amerika. In: Reinhard Zimmermann: Amerikanische Rechtskultur und europäisches Privatrecht. Impressionen aus der neuen Welt. Tübingen 1995. S. 45-86.
- Herzog, Reinhart: Zum Verhältnis von Norm und Narrativität in den applikativen Hermeneutiken. In: Text und Applikation. Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch. Hg. von Manfred Fuhrmann, Hans Robert Jauß und Wolfhart Pannenberg. München 1981. S. 435-455.
- Hiebel, Hans-Heinz: Das Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. 2. korr. Aufl. München 1989 .
- Hiebel, Hans H.: Das Rechtsbegehren des Michael Kohlhaas. Kleists und Kafkas Rechtsvorstellungen. In: Heinrich von Kleist. Studien zu Werk und Wirkung. Hg. von Dirk Grathoff. Opladen 1988. S. 282-312.
- Hiebel, Hans H.: Verschleppung in „Der Proceß“: Schuld als Metapher. In: Ders.: Franz Kafka: Form und Bedeutung, Würzburg 1999. S. 92-106.
- Hoffmann, E. T. A.: Die Serapionsbrüder, Darmstadt 1995.
- Hyland, Richard: The American Restatements and the Uniform Commercial Code. In: Towards a European Civil Code, ed. by Arthur Hartkamp u.a.. Second Revised and Expanded Ed. The Hague, London, Boston 1998. S. 55-70.

- Jakobson, Roman: Der Doppelcharakter der Sprache und die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymie. Nachgedruckt in: Theorie der Metapher. Hg. von Anselm Haverkamp. Darmstadt 1983. S. 163-175.
- Jauß, Hans-Robert: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt a. M. 1991.
- Jayne, Erik: Die kulturelle Dimension des Rechts – ihre Bedeutung für das internationale Privatrecht und die Rechtsvergleichung. In: Rabels Zeitschrift für Ausländisches und Internationales Privatrecht 67 (2003). S. 211-230.
- Kahn, Paul W.: The Cultural Study of Law – Reconstructing Legal Scholarship. Chicago and London 1999.
- Kahn, Paul: Freedom, Autonomy, and the Cultural Study of Law. In: Yale Journal of Law & the Humanities. Special Issue 2001. Vol. 13. S. 155-187.
- Kirchberger, Lida: Franz Kafka's Use of Law in Fiction. A New Interpretation of „In der Strafkolonie“, „Der Prozeß“, and „Das Schloß“. New York 1986.
- Kittler, Friedrich A.: Aufschreibesysteme 1800 / 1900. München 1995.
- Koschorke, Albrecht: Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie. In: Ders. und Cornelia Vismann: Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann. Berlin 1999. S. 47-60.
- Kriele, Martin: Besonderheiten juristischer Hermeneutik. In: Text und Applikation. Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch. Hg. von Manfred Fuhrmann, Hans Robert Jauß und Wolfhart Pannenberg. München 1981. S. 409-412.
- Legrand, Pierre: Fragments on Law-as-Culture. Deventer 1999.
- Lenk, Carsten: Kultur als Text. Überlegungen zu einer Interpretationsfigur. In: Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Hg. von Renate Glaser und Matthias Luserke. Opladen 1996. S. 116-128.
- Levinson, Sanford: Law as Literature. In: Sanford Levinson and Steven Mailloux: Interpreting Law and Literature: A Hermeneutic Reader. Chicago 1988. S. 155-175.
- Link, Christoph: Aufgeklärtes Naturrecht und Gesetzgebung – vom Systemgedanken zur Kodifikation. In: Reformabsolutismus und ständische Gesellschaft. Zweihundert Jahre Preußisches Allgemeines Landrecht. Hg. von Günter Birtsch und Dietmar Willoweit. Berlin 1998. S. 21-46.
- Llewellyn, Karl N.: Präjudizienrecht und Rechtsprechung in Amerika. Leipzig 1933.
- Luhmann, Niklas: Das Recht der Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1993.
- Luhmann, Niklas: Kultur als historischer Begriff. In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4. Frankfurt a. M. 1995. S. 31-55.
- Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1995.
- Luhmann, Niklas: Die Rückgabe des zwölften Kamels: Zum Sinn einer soziologischen Analyse des Rechts. In: Gunther Teubner: Die Rückgabe des

- zwölften Kamels. Niklas Luhmann in der Diskussion über Gerechtigkeit. Stuttgart. S. 3-61.
- de Man, Paul: The Resistance to Theory. In: Ders.: The Resistance to Theory. Minneapolis <sup>3</sup>1989. S. 3-21.
- de Man, Paul: Semiologie und Rhetorik. In: Ders.: Allegorien des Lesens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988. S. 31-52.
- de Man, Paul: Promises (Social Contract). In: Ders.: Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust. New Haven and London. S. 265-299.
- Martiny, Dieter: Europäisches Privatrecht – greifbar oder unerreichbar? In: Auf dem Wege zu einem europäischen Zivilgesetzbuch. Hg. von Normann Witzleb. Berlin, Heidelberg, New York u. a. 1999. S. 1-17.
- Meier, Rolf: Dialog zwischen Jurisprudenz und Literatur: Richterliche Unabhängigkeit und Rechtsabbildung in E. T. A. Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi“. Baden-Baden 1994.
- Menninghaus, Winfried: Lob des Unsinn. Über Kant, Tieck und Blaubart. Frankfurt a. M. Suhrkamp 1995.
- Mölk, Ulrich (Hg.): Literatur und Recht. Literarische Rechtsfälle von der Antike bis in die Gegenwart. Göttingen 1996.
- Müller-Dietz, Heinz: Zur literarischen und juristischen Hermeneutik. In: Dimensionen der Hermeneutik. Arthur Kaufmann zum 60. Geburtstag. Hg. von Winfried Hassemer. Heidelberg 1984. S. 157-171.
- Müller-Dietz, Heinz : Strafrecht und Psychiatrie im Werk Robert Musils. In: Ders.: Grenzüberschreitungen. Beiträge zur Beziehung zwischen Literatur und Recht. Baden-Baden 1999. S. 430-455.
- Posner, Richard A.: Law and Literature – A Misunderstood Relation. Cambridge, Massachusetts, London 1988.
- Ohly, Ansgar: Generalklausel und Richterrecht. In: Archiv für die civilistische Praxis 201 (2001). S. 2-47.
- Radbruch, Gustav: Rechtsphilosophie. Hg. von Ralf Dreier und Stanley L. Paulson, Heidelberg (Nachdruck der Ausgabe von 1932).
- Rainer, Johannes Michael: Europäisches Privatrecht. Die Rechtsvergleichung, Frankfurt a. M. u. a. 2002.
- Reimann, Mathias: Amerikanisches Privatrecht und europäische Rechtseinheit – Können die USA als Vorbild dienen? In: Reinhard Zimmermann: Roman Law, Contemporary Law, European Law. Oxford, New York 2001. S.132-155.
- Rothacker, Erich: Einleitung in die Geisteswissenschaften, Tübingen 1920.
- Rückert, Joachim: Idealismus, Jurisprudenz und Politik bei Friedrich Carl von Savigny. Ebelsbach 1984.
- von Savigny, Friedrich Carl: Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechts-wissenschaft (Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1840). Hildesheim 1967
- von Savigny, Friedrich Carl: Juristische Methodenlehre, nach der Ausarbeitung des Jakob Grimm. Hg. von Gerhard Wesenberg. Stuttgart 1951.
- Schwanitz, Dietrich: Dichte Beschreibung. In: Systemtheorie der Literatur. Hg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller. München 1996. S. 276-291.

- Schleiermacher, Friedrich D. E.: Hermeneutik und Kritik. Hg. und eingeleitet von Manfred Frank. Frankfurt a. M. 1977.
- Schlegel, Friedrich: Fragmente zur Poesie und Literatur. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. XVI. Paderborn u. a. 1981. S. 253-361.
- Schlegel, Friedrich: Über das Studium der Griechischen Poesie. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. I. Paderborn u. a. 1979. S. 217-367.
- Schmidhäuser, Elsbeth: Die Verhaftung des Josef K. – Zum Verständnis von Kafkas Roman „Der Proceß“. In: Neue Juristische Wochenschrift 23 (1991). S. 1455-1460.
- Schwintowski, Hans-Peter: Auf dem Wege zu einem europäischen Zivilgesetzbuch. In: Juristische Zeitung 5 (2002). S. 205-211.
- Seeba, Hinrich C.: Kulturkritik: Objekt als „Subject“. In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 1998. S. 495-502.
- Smits, Jan: The Making of European Private Law. Toward a *Ius Commune Europaeum* as a Mixed Legal System (translated by Nicole Kornet). Antwerpen u.a. 2001.
- Somek, Alexander: Haben Sie heute schon dekonstruiert? Zur Bedeutung der Dekonstruktion in der neueren amerikanischen Rechts-theorie. In: Rechts-theorie. Hg. von Klaus Adomeit, Werner Krawietz, Adalbert Podlech Bd. XXVI. 2 (1995). S. 201-222.
- Spencer-Brown, George: Laws of Form. New York 1979.
- Steiner, Uwe C.: Können die Kulturwissenschaften eine neue moralische Funktion beanspruchen? – Eine Bestandsaufnahme. In: DVjs 1 (1999). S. 5-38.
- Teubner, Gunther: Recht als autopoietisches System. Frankfurt a. M. 1989.
- Teubner, Gunther und Peer Zumbansen: Rechtsentfremdungen: Zum gesellschaftlichen Mehrwert des zwölften Kamels. In: Gunther Teubner: Die Rückgabe des zwölften Kamels. Niklas Luhmann in der Diskussion über Gerechtigkeit. Stuttgart 2000. S. 189-217.
- Vismann, Cornelia: Das Gesetz „DER Dekonstruktion“. In: Rechtshistorisches Journal. Bd. 11 (1992). S. 250-264.
- Vogl, Joseph: Ort der Gewalt. Kafkas literarische Ethik. München 1990.
- Vonessen, Hedwig: Friedrich Karl von Savigny und Jakob Grimm. Maschienschriftliche Diss., Köln 1958.
- Vosskamp, Wilhelm: Die Gegenstände der Literaturwissenschaft und ihre Einbindung in die Kulturwissenschaften. In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 1998. S. 503-507.
- Weber, Max: Rechtssoziologie. Hg. und eingel. von Johannes Winckelmann. 2., überarb. Aufl. Neuwied a. Rh., Berlin 1967.
- Wellbery, David E.: Das Gedicht: zwischen Literatursemiotik und Systemtheorie. In: Jürgen Fohrmann und Harro Müller: Systemtheorie der Literatur. München 1996. S. 366-383.

White, James Boyd: *The Legal Imagination*. Chicago 1973.

Wieacker, Franz: *A History of Private Law in Europe with particular reference to Germany*, translated by Tony Weir. Oxford 1995.

Zachariä, Karl Salomo: *Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts*. Meissen 1805.

Zimmermann, Reinhard: *Roman Law, Contemporary Law, European Law*. Oxford, New York 2001.